May

Gegen den Strom.

Romantische Erzählung

aus der socialen Gegenwart

von

Adolf May.

Regensburg.
Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.
1891.

Zum Geleite.

Da liegt's vor mir und schaut mich an
Und ruft mir zu mit Gruß voran:

„Liebwerter, kecklicher Geselle,
Du forderst mich — ich bin zur Stelle;
Sag' an, wozu du mein' begehrst,
Wozu die Welt um mich vermehrst?"

Ich nehm' es rasch zur Hand darauf
Und zähle meine Wünsche auf:

„Mein liebes Kind, zieh' nun hinaus
Und pilgere von Haus zu Haus;
Wo man dich ruft, dort magst du halten
Und deine Zauberkraft entfalten.
Versuche den Verstand zu fesseln
Und schmeichle dich im Herzen ein;
Den Thoren brenne, wie mit Nesseln,
Den Weisen labe, wie mit Wein. —
Mein Kind, du hast nun weit zu reisen,
Und sorglich will den Weg ich weisen;
Ich gebe dir ein Zeichen an,
Den rechten Pfad erkennst du dran:

Dem Strom entgegen, der da sausend
Mit schmutzigem Gewässer fließt!
Dem Strom entgegen, der da brausend
Das Unheil übers Land ergießt!
Dem Strom entgegen, dessen Welle
Das Edelste, das Reinste trübt,
Der wild und wüst mit Blitzesschnelle
Verführung und Verstrickung übt!
Sei ihm ein Damm, sei ihm ein Wehr,
Laß dich durch keinen Sturm zerreißen,
Verfechte Ziele, hoch und hehr —
Die Guten werden gut dich heißen! —

Dann, Büchlein, wenn dein Amt erfüllt,
Dann magst du selbst in Asche sinken:
Entschwund'nes bleibe dann verhüllt,
Und Künftiges mag golden winken!" —

München, im Juni 1891.

Adolf May.

Erstes Kapitel.

Im Hauptbahnhof der Residenzstadt herrschte ein lebhaftes Treiben. Mehrere Züge standen zur Abfahrt bereit, und in buntem Gewoge drängte sich die Menge zu den Wartesälen hinaus, um sich rechtzeitig eines Platzes zu vergewissern.

Nur ein Passagier machte eine Ausnahme. Unbekümmert um die Hast und Aufregung seiner Umgebung schritt er im Vestibule auf und nieder, bis das letzte Zeichen die höchste Zeit zum Einsteigen verkündete. Jetzt wandte er sich an einen Kondukteur: „Nach Zechendorf, erster Klasse!“ Der Beamte riß dienstfertig eine Coupéthüre auf, coupierte mit der Bemerkung: „In Warrenberg umsteigen, bitte das Billet!“ und im nächsten Augenblick setzte sich der Zug in Bewegung.

Gottfried Haugenstein sah sich in seinem Wagen ohne Reisegesellschaft. Auf die Dauer seiner ganzen Fahrt hinaus konnte das allerdings

ziemlich langweilig werden, aber für den Moment kam ihm seine Einsamkeit gerade gelegen; so konnte er ja am besten seinen Gedanken nachhängen und sich ungestört der weichen Regung hingeben, die ihn unwillkürlich überkam.

Reiste er doch heim, heim zu Besuch seiner hochbetagten Mutter und seiner aufblühenden Schwester nach Zechendorf, an die Stätte, wo seine Wiege gestanden hatte! Nahezu sechs Jahre waren verflossen, seit er das letzte Mal bei seinen Lieben geweilt hatte. Zu Weihnachten war es gewesen, Gottfried hatte soeben seine letzte Staatsprüfung erfolgreich beendet und harrte im trauten Heim seiner Einberufung. Gar nicht lange hatte es gedauert, und es brachte eines Morgens der Postbote ein großes Schreiben, in welchem dem jungen, hoffnungsvollen Manne seine Anstellung als Assessor im Ministerium mitgeteilt wurde. Mit freudiger Bewegung hatte er der Mutter und Schwester die wichtige Nachricht vorgelesen und sie gebeten, zu ihm in die Residenzstadt zu ziehen. Allein Mutter Haugenstein konnte sich, obwohl gerührt von der Anhänglichkeit ihres Sohnes, nicht dazu entschließen, das liebgewonnene Dorf zu verlassen; sie war dort geboren und aufgewachsen, hatte ihren seligen Gatten dort kennen gelernt, siebzehn Jahre mit ihm dort in glücklicher Ehe gelebt, unter der Zeit waren ihre Eltern gestorben und dort be-

graben, auch ihr Mann ruhte jetzt dort unter der Erde — alle diese freudigen und trüben Ereignisse machten ihr das Dorf zur Stätte der wechselvollsten Erinnerungen, an welcher sie selber dereinst ihr Leben beschließen wollte. Die kleine, muntere Sophie wollte bei der Mutter bleiben, und so war denn Gottfried nach herzlichem Abschied allein in die Hauptstadt gereist und hatte seinen Dienst angetreten.

Ein langer Zeitraum lag für Haugenstein zwischen jener Stunde und heute! Ein Leben voll Arbeit, aber ein Leben, das der Erfolg, die Anerkennung und Belohnung inhaltsschwer krönte. Vom Assessor war er zum wirklichen, vortragenden Rat und geheimen Privatsekretär des jugendlichen Monarchen emporgestiegen, und bei Hof wußte man sehr wohl, welchen Einfluß der junge Rat auf die Entschlüsse des Königs ausübte. Letzterer entbehrte nur ungern seinen treuen Diener, und so kam es, daß Haugenstein, dem Wunsche des Monarchen folgend, seit seiner ganzen Thätigkeit noch um keine Stunde Urlaub eingekommen war. Rastlos arbeitend kannte er keinen höheren Genuß, als den wichtigen Posten, den ihm die Gnade seines Herrn zugewiesen hatte, voll und ganz auszufüllen.

Dabei jedoch vergaß er nie für das materielle Wohl seiner lieben Angehörigen zu sorgen. Briefe, die seine zärtliche Liebe verrieten, kamen

sehr zahlreich nach Zechendorf, von Unerstützungen und Geschenken gar nicht zu reden, das hielt Gottfried für eine so natürliche Pflicht der Dankbarkeit, daß er sich das Gegenteil gar nicht denken konnte. Aber zu einem Besuch war er immer noch nicht gekommen, so oft er auch einen solchen versprochen hatte. Im heurigen Frühjahr jedoch war ein Brief von der Mutter gekommen, in welchem sie ihn inständig bat, sie aufzusuchen, sie fühle sich nicht mehr so wohl wie früher und möchte ihren Gottfried noch einmal ans Herz drücken, ehe sie aus dieser Welt scheide. Jener hatte kaum diese trübe Nachricht erhalten, als er auch schon die nötigen Schritte that, um sich einen Urlaub zu erwirken. Der König, gerührt von der Anhänglichkeit seines Getreuen, bewilligte gnädig das Gesuch Gottfrieds und erteilte ihm sogar mehr, als jener verlangt hatte, nämlich statt eines Monats — volle drei Monate; denn der Monarch bemerkte nebenbei sehr wohl, daß sein Geheimrat doch auch etwas angegriffen aussehe.

Bis nun die Geschäfte übergeben waren, verstrichen nahezu noch vier Wochen; aber dann hatte es Gottfried keine Minute länger in der Hauptstadt gehalten; er hatte sich reisefertig gemacht und war jetzt auf dem Wege nach Zechendorf. —

Der Zug hielt eben in einer Station. Ein

Fremder näherte sich, der Kondukteur öffnete Gottfrieds Coupé und jener nahm mit einem flüchtigen Gruße Platz. Der Zugbeamte erinnerte nochmals: „Beide Herren, bitte, in Warrenberg umsteigen!" — ein schriller Pfiff und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Gottfried sah seinen Reisegefährten, welcher nachlässig dasaß und eine Zeitung entfaltete, forschend an. Wer war der Fremde, der offenbar auch nach Zechendorf fuhr? Das Gesicht kam Gottfried bekannt vor; die elegante Kleidung, die ganze Haltung verriet etwas Aristokratisches. Ah, richtig, den Herrn hatte Gottfried schon bei Hof gesehen; wenn er nicht irrte, war das der Kammerjunker Baron Prankenfels. Sollte er ihn ansprechen? — Gottfried überlegte. Der Baron schien ihm gar keine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Indes, Haugenstein interessierte sich für so manches, was auf dem Schlosse zu Zechendorf sich ereignet hatte, der Baron verkehrte scheinbar dort, vielleicht konnte er ihm einige Mitteilungen machen.

„Verzeihung," begann Gottfried, sich an den Fremden wendend, „wenn ich nicht irre, habe ich die Ehre mit Herrn Baron Prankenfels?"

Dieser blickte überrascht auf: „Sie irren sich nicht, verehrter Herr," erwiderte er, „aber ich entsinne mich augenblicklich nicht, woher ich das Vergnügen habe, Sie zu kennen."

„Geheimrat Haugenstein,“ ergänzte Gottfried sich vorstellend.

„Sehr verbunden,“ entgegnete der Baron, „Herr Geheimrat scheinen mich bei Hof gesehen zu haben?“

„Gewiß, des öftern!“

„Es freut mich sehr, Herr Geheimrat, daß ich die Ehre habe, Sie persönlich kennen zu lernen; Ihr Name ist mir sehr bekannt, zudem ich auch das Vergnügen gehabt habe, dieses Frühjahr mit Ihrer verehrten Frau Mutter und Ihrer reizenden Fräulein Schwester bekannt zu werden.“

„Sehr liebenswürdig, Herr Baron; Sie verkehren wohl viel in Zechendorf?“

„Gewiß, als Gast des gräflichen Hauses. Es ist zwar gerade kein angenehmer Landaufenthalt in dem rußigen Dorfe mit dem ewigen Kohlenstaub in der Luft; indes das Schloß selbst liegt ja ganz frei da und außerdem macht mich Komtesse Hilda jenen üblen Umstand mit Leichtigkeit vergessen.“

Der Baron lachte kurz auf bei diesen Worten; Haugenstein, als Mann aus der Welt, ahnte den wahren Zusammenhang sofort. Also dieser Baron Prankenfels, der in der Residenz in dem Rufe eines Lebemannes comme il faut stand, machte der Komtesse Hilda den Hof! Hm — etwas wie Bitterkeit regte sich in Gottfrieds

Brust. Auch Komtesse Hilda hatte er ja seit nahezu sechs Jahren nicht mehr gesehen! Damals war sie noch eine Knospe von fünfzehn Jahren gewesen, lieblich und zart, ein Gemüt wie Wachs, den Hauch der Unschuld in den sinnigen, blauen Augen — so war Komtesse Hilda damals, und dieses Bild hatte Gottfried gar oft vorgeschwebt später, wenn er aus der geräuschvollen Welt auf sein stilles Zimmer sich flüchtend den Musen opferte, und aus seiner tiefsten Seele ein Lied erklang, dessen Heldin jenes Ideal, Komtesse Hilda, war. Eine lange Zeit war nun vorübergerauscht, und jetzt mochte sie wohl herangereift sein, aus der Knospe mochte sich die Blüte entfaltet haben, aus der kindlichen Naivetät sich ein wachsamer Verstand entwickelt, aus dem weichen Gemüt ein empfängliches Herz gebildet haben — so stand Hilda jetzt vor dem geistigen Auge Gottfrieds. Und dieses herrliche Geschöpf nach Gottes Ebenbild sollte diesem geist- und herzlosen Wüstling zum Opfer fallen? Grausames Schicksal!

Auch an seine Schwester Sophie dachte Haugenstein. Auch diese war den Augen des Baron wohlgefällig erschienen. Hütet euch, ihr Tauben, wenn der Habicht naht!

Übrigens, was Gottfried von dem jungen, leichtlebigen Prankenfels gehört hatte, konnte auch unwahr sein. Es wird ja viel verleumdet und

intriguiert in der Welt und zumal in gewissen höheren Kreisen. Daher wollte Gottfried nicht verurteilen auf bloße üble Nachrede hin, aber die Augen offen halten und schützen und retten, wem und wo es not that!

Eine längere Pause war eingetreten. Der Baron drehte sich gewandt eine Cigarette. Gottfried fühlte einigermaßen die Verpflichtung, die Unterhaltung fortzusetzen.

„Herr Baron bemerkten vorhin," begann er, „meine Angehörigen kennen gelernt zu haben."

Jener blies bedächtig den blauen Rauch seiner Cigarette vor sich hin und nickte beifällig mit dem Haupte.

„Auf einem Spaziergange mit Komtesse Hilda," erwiderte er, „kam ich an dem Häuschen vorüber, das Ihrer Frau Mutter gehört. Die Komtesse bat mich, die braven Leute kennen zu lernen. Sie hat die alte Dame sehr gern und besucht sie oft, wie Sie wissen werden, Herr Rat."

„Ich erinnere mich wohl," gab dieser zurück, „daß die Komtesse als kleines Mädchen dann und wann in unser Haus kam, um mit meiner Schwester Sophie zu spielen, die beiden waren Schulfreundinnen, sie waren gleichzeitig in der Klosterschule zu Warrenberg; aber wie sich dieses Verhältnis weiter gestaltet hat, ist mir nicht völlig bekannt, da ich schon mehr als fünf Jahre nicht mehr nach Zechendorf gekommen bin."

„Ah,“ machte der Baron gedehnt, „Herr Rat können sich dann gar nicht vorstellen, wie lieblich Ihre verehrte Schwester herangewachsen ist! Reizendes Mädchen, diese Sophie! Schlanke Figur, wallendes, blondes Haar, und merkwürdigerweise ein paar — rabendunkle, feurige Augen! Sie sind ein beneidenswerter Bruder!“

„Hoffentlich ist die körperliche Schönheit nicht das einzige Bewundernswerte an meiner Schwester,“ verlautgabte Gottfried, „Schönheit vergeht, nur Tugend besteht — Herr Baron.“

„Brauchen sich nicht zu ängstigen, Herr Rat! Ha, da muß ich Ihnen erzählen. Ich sagte, Komtesse Hilda führte mich ein. Ich gestehe, ich war ganz überrascht in Ihrem Hause. Alles war einfach und schlicht, aber so sauber und nett, alles an seinem richtigen Platze — ein geradezu idyllisches Heim. Und im ganzen Häuschen schaffen nur zwei Hände, aber diese schaffen von früh bis spät, ich meine die Ihrer werten Schwester, Herr Rat. Dabei ist sie immer munter und froh, fast noch kindlich, hat eine so reizende Gabe zum Plaudern — wirklich, ich fühlte mich immer behaglich in dem kleinen Kreis Ihrer lieben Angehörigen und ich hatte öfters das Vergnügen.“

„Freue mich sehr, solches Lob aus Ihrem Munde zu hören,“ versicherte Gottfried etwas kühl, „ich hoffe, daß Herr Baron uns auch weiter die Ehre schenken werden.“

„Mit größtem Vergnügen; ich dagegen hoffe, daß Herr Rat sich wohl hie und da auf dem Schlosse sehen lassen.“

„Werde nicht verfehlen; ich habe ein gut Teil Dankbarkeit an den Herrn Grafen abzutragen, er hat viel für mich gethan.“

„Ah, das interessiert mich; betrifft wohl Ihre Jugend?“

„Zu dienen, Herr Baron. Sie wissen vielleicht, mein Vater war Lehrer in Zechendorf und er kam, als die Komtesse Hilda sechs Jahre alt war, täglich aufs Schloß, um ihr Unterricht zu erteilen. Der Herr Graf hatte dann die Güte, meinem Vater aufzutragen, mich ebenfalls mitzubringen — ich war damals auf dem Gymnasium in Warrenberg — um mich kennen zu lernen. Ich war ein guter Musiker, besonders spielte ich das Harmonium sehr gern, das ist aber, wie Sie wissen werden, Herr Baron, das Lieblingsinstrument des Herrn Grafen. Das gab denn zwischen uns bald einen Anknüpfungspunkt, und ich wurde während meines Ferienaufenthaltes in Zechendorf ständiger Gast im Schlosse. Noch heute erinnere ich mich mit Vergnügen eines kleinen, reizenden Intermezzos: Die kleine Komtesse Hilda saß einmal lauschend auf ihrem Stühlchen neben dem Instrument und ich spielte ihr recht einfache Liedchen vor. Das gefiel ihr ausnehmend gut, so daß sie, als ich geendet hatte,

in die Händchen patschte und ausrief: O, Papa, der Lehrer Friedl spielt aber viel schöner, als du! Der joviale Herr Graf lachte herzlich über diese kindliche Aufrichtigkeit — und half mir so schnell über meine nicht geringe Verlegenheit hinweg. — Nun, ein paar Jahre verstrichen, da traf mich, als ich nahe daran war, das Gymnasium zu absolvieren, das Unglück, daß mein Vater unerwartet rasch — er war in den besten Mannesjahren — einem Schlaganfalle erlag. Aller Mittel entblößt, stand ich nun mit Mutter und Schwester in der Welt. Allein der Herr Graf rettete uns liebevoll aus dieser verzweifelten Lage, er gewährte mir direkt und indirekt Mittel, meine Studien zu vollenden, namentlich dadurch, daß er meiner Mutter eine Stelle im Schlosse anwies, und so ging alles gut."

Gottfried hielt inne. Der Baron bemühte sich, sein Interesse an dem Lebensgang Haugensteins auszudrücken, als dieser auf ein anderes Gebiet überlenkte.

„Herr Baron haben sich jedenfalls die Ausbeutung der gräflichen Kohlenbergwerke angesehen. Ich habe gehört, es sei in den letzten Jahren ein bedeutender Aufschwung eingetreten?"

Der Baron lächelte etwas verlegen. „Von diesen Dingen verstehe ich zu wenig, um kompetent darüber urteilen zu können," bemerkte er. „Der Direktor der gräflichen Werke scheint mir ein

verläſſiger Mann zu ſein, das iſt die Hauptſache."

„Ja gewiß," erwiderte Gottfried, „es iſt keine Kleinigkeit, ein halbes Tauſend Arbeiter zu überwachen."

„Dieſe Zahl reicht bei weitem nicht, Herr Rat, es ſind jetzt nahezu tauſend Arbeiter," gab der Baron zurück.

„Ah, ſo bedeutend hat die Zeche zugenommen; da wird es gewiß an unzufriedenen Elementen nicht fehlen."

„Läßt ſich nichts bemerken, es iſt alles ruhig. Übrigens würde man da Mittel haben, den Arbeitern die Köpfe zurecht zu ſetzen!"

„Glauben Sie?" erwiderte Gottfried lächelnd.

„Nun, ich denke, das wüßten Sie ſo gut, wie ich," rief der Baron erſtaunt zurück.

„Sie denken wohl an das Militär, Herr Baron?"

„Gewiß, es giebt nichts Einfacheres als das; ſind die Leute nicht zufrieden und wollen unruhig werden, ſo läßt man einfach ein Bataillon Infanterie marſchieren; wer jetzt noch trotzt, wird niedergeſchoſſen, hat ſich das ſelbſt zuzuſchreiben!"

„Damit wollen Sie die ſociale Frage löſen, Herr Baron?"

„Ich denke, das wäre das einfachſte; allerdings höre ich, daß man an maßgebender Stelle andere Mittel wählt: Geſetze zum Arbeiterſchutz,

Arbeiterversicherung u. s. w. Du lieber Himmel! Ich finde, daß noch gar nichts besser geworden ist; man sollte das Übel, diese Unzufriedenheit, einfach radikal beseitigen. Wer nicht hört, muß fühlen! Das ist meine Ansicht!"

„Damit kommen wir nicht durch, lieber Herr Baron. Was hilft es uns, wenn die Arbeiter die Faust im Sacke ballen, und so lange das Militär sie zur Ordnung zwingt, murrend den Widerstand gegen überlegene Kräfte aufgeben und ihrem Beruf nachgehen. Sobald Sie die bewaffnete Macht zurückziehen, beginnt das alte Spiel von vorne, und wo in aller Welt bekommen Sie denn die hierzu nötigen Soldaten her, ganz abgesehen davon, daß Sie felsenfest auf die Zuverlässigkeit derselben rechnen."

„Ist es denn wirklich so schlimm mit der socialen Bewegung?"

„Davon können Sie sich täglich überzeugen, Herr Baron. Mischen Sie sich einmal unter die Arbeiter und forschen Sie nach; Sie werden bald zur Einsicht gelangen, daß unser ganzes Volk von dem Elemente der Unzufriedenheit durchsetzt ist. Das einzige Mittel, die Bewegung einigermaßen in Schach zu halten, ist, daß man darangeht, der wirklichen Notlage abzuhelfen. Letztere aber will genau studiert sein, es ist lange nicht alles wahr, was hierüber ausposaunt wird. Sehen Sie nur zu, wie die Wirtshäuser überall gefüllt

sind; heute ist Konzert, morgen Tanzunterhaltung, übermorgen ein Wettrennen und so fort — ich sage Ihnen: die Genußsucht trägt einen guten Teil der Schuld an dem vielen Elend. Um ihren gesteigerten Bedürfnissen gerecht zu werden, verlangt die Menge mehr Lohn und weniger Arbeit; sie kann ihren Gelüsten nicht freien Lauf lassen, darum fühlt sie sich gedrückt und unfrei; sie verlangt Gleichheit der Arbeit, als ob sich geistige und körperliche Arbeit nach gleichem Maßstab messen ließe, Gleichheit des Lohnes und Vermögens, weil sie neidisch auf jene Wenigen blickt, die vermöge Kapitals oder Einkommens imstande sind, das Leben sich angenehmer zu gestalten, und verlangt deshalb Teilung dieses Vermögens, als ob dadurch nicht der scheinbare Reichtum des Landes in Atome zerschlagen und Arbeit und Kredit im Nu aufhören würden zu existieren. Die Felder würden brach liegen, Handel und Verkehr stocken, das Recht des Stärkeren wäre allein Gesetz! Und dahin steuert die Menge wie mit Blindheit geschlagen, weil sie Arbeit für eine Last hält, Vergnügungen für das einzig Erstrebenswerte, und weil ihr die Zufriedenheit, welche allein, auch den ärmsten Mann glücklich macht, fehlt, sie ist unglücklich und wird nicht glücklich, solange jener thörichte Wahn von einem mühelosen, schwelgenden Lebensgenuß sie umgaukelt. — In diesen Gedanken

beruht die Wurzel alles socialen Elends, und es ist Aufgabe unseres Staates, die Mittel zu suchen, jenen Irrwahn zu vernichten. Allerdings ist das eine schwere Aufgabe, die uns gar viel Kopfzerbrechen macht." —

Der Baron hatte schweigend zugehört, aber er wagte nichts zu erwidern, obwohl er nicht so volksfreundlich dachte als Gottfried. Dieser fuhr nach einer Pause fort:

„Wenn unser jetziger Staat siegreich aus dem Kampfe mit den Umsturzelementen hervorgehen soll, ist es, meiner Ansicht nach, die erste und unerläßliche Pflicht aller Gutgesinnten, sich zu scharen und sich „gegen den Strom" zu halten, der die Pfeiler unseres Staatsgebäudes, der die Principien unseres Menschentums: Religion, Sitte, Thron, Freiheit niederzureißen droht! Mit dem Strome halten hieße hier der Auflösung aller socialen Ordnung, einem Chaos zusteuern, in welchem Not vor Tugend, Macht vor Recht ginge. Die Losung aller echten Vaterlandsfreunde ist und bleibt deshalb: „Gegen den Strom!" — —

Der Zug hielt. „Warrenberg! Nach Zechendorf umsteigen!" riefen die Kondukteure. Baron Prankenfels und Gottfried stiegen aus.

„Sie benützen wohl den Lokalzug, Herr Geheimrat?" bemerkte Prankenfels. „Auf mich wartet ein gräfliches Gespann, sehen Sie dort?"

„Ich habe allerdings Billet nach Zechendorf," erwiderte Gottfried, „aber mich überkommt plötzlich die Lust, die kurze Strecke zu Fuß zurückzulegen. Tausenderlei Erinnerungen werden mir dabei wieder wach."

„Ich würde Ihnen mit Vergnügen meinen Wagen anbieten."

„Danke bestens; wie gesagt, ich freue mich, die lieben, alten Plätze, die ich als kleiner Student alle kennen gelernt habe, wieder zu betreten. Aber eine Bitte hätte ich an Sie, Herr Baron; sollten Sie an dem Hause meiner Mutter vorüberfahren, so würden Sie mich aufs äußerste verpflichten, wenn Sie ihr eine kurze Mitteilung davon machen wollten, daß ich in Bälde zu Fuß ankomme."

„Ganz nach Wunsch, Herr Geheimrat; auf Wiedersehen denn in Zechendorf!"

„Auf Wiedersehen, Herr Baron!"

Dieser war in den Wagen gestiegen, und bald trabten die Pferde munter die staubige Landstraße dahin.

Gottfried bog links ab auf einen Fußpfad, der nach kurzer Zeit bergan führte, und schritt langsam dem Walde zu.

Ein Gemisch von Freude und Wehmut wogte in seiner Brust. Wie oft war er vor Jahren, als er noch das Gymnasium in Warrenberg besucht hatte, diesen Weg nach Hause geeilt. Dort oben, auf der Steinbank am Waldesrand, hatte

er so oft gesessen und hatte herniedergeschaut auf die kleine Stadt mit den krummen Gassen und Straßen, hatte sehnsüchtig den Punkt am Horizont gesucht, in dessen Nähe die Universitätsstadt gelegen sein mußte, und hatte geträumt von einer Zukunft, die jetzt schon zum guten Teil als Vergangenheit hinter ihm lag. Nach langer, langer Zeit stand er wieder auf diesem Fleckchen und wie vor Jahren sah er wieder hinunter auf Warrenberg. Dort, rechts neben der Kirche ragte ein Giebeldach in die Luft, ein kleines Fenster zwischen den windgedrückten Schindeln war ganz deutlich zu sehen; dort, in dem elenden Stübchen hatte er gewohnt und studiert und gehofft und geträumt — neun Jahre lang!

Gottfried wandte sich langsam ab und schritt gedankenvoll in den Wald. Wie oft hatte er hier Beeren gesucht und dem Liede der Vögel gelauscht! Da, an dem dicken Eichbaum war auch das Martertäfelchen noch. Jetzt kam das kleine Försterhaus mit dem riesigen Hirschgeweih am Giebel; die Fensterläden waren immer noch so schön grün gestrichen, wie vor Jahren. Noch eine kurze Strecke, dann kam eine Blöße, von welcher aus man hinuntersieht ins Thal, den Mühlbach rauschen hört und die Häuser hüben und drüben erschauen kann, den Schloßberg sieht mit dem prächtigen Gebäude und dem Park dahinter, dazu die Hügelkette mit dem schwarzen,

verwitterten Gestein, die hohen, rauchenden Schlöte der Fabrikanlagen — das alles zusammen war Zechendorf. —

Gottfried stand tiefbewegt auf der Halde; wie zum Gruße winkte er mit der Hand hinunter in das liebe Thal und eilig stieg er sodann den Pfad abwärts, um dem trauten Heim und seinen Lieben mit freudigem Herzen sich zu nähern. — — —

Zweites Kapitel.

In der lauschigen, von weißen und roten Heckenrosen umblühten Laube saß die Lehrerswitwe Haugenstein, an ihrer Seite die muntere Sophie, beide emsig mit Handarbeit beschäftigt. Mutter Haugenstein fühlte sich heute wohler als seit langem. Die freudige Aufregung, in welche sie durch die Nachricht von der Ankunft ihres Sohnes Gottfried versetzt worden war, hatte zum Teil diese wohlthätige Wirkung hervorgebracht. Sophie ihrerseits kam heute gar nicht zur Ruhe. Das ganze Haus hatte sie von oben bis unten gestöbert und gesäubert, besonders die für Gottfried bestimmten Zimmer in den besten Stand gesetzt, einen riesigen Blumenstrauß für seinen

Tisch gepflückt und gebunden; dazwischen war sie wohl dutzendmal ans Fenster geeilt und hatte gespäht, ob er denn noch nicht komme. Auch jetzt litt es sie nicht lange in der Laube.

„Mutter, ein Zug fährt am Bahnhof ein, hörst du? Jetzt muß er kommen!“

„Das ist noch nicht so gewiß, mein Kind!“

Aber Sophie hüpfte desungeachtet an die Gartenthüre und sah die Straße zum Bahnhof entlang. Aber niemand der Ankömmlinge näherte sich dem Lehrerhäuschen. Das ungeduldige Mädchen kehrte traurig zur Laube zurück.

„Ach, Mütterchen, er war wieder nicht dabei, am Ende kommt er gar nicht, vielleicht ist ihm ein Unglück zugestoßen.“

„Das verhüte Gott,“ sagte Mutter Haugenstein ernst; „er kann ja auch um fünf Uhr oder abends um acht Uhr eintreffen, den Zug, mit welchem er kommen wird, hat er ja in seinem Briefe nicht angegeben; aber ihr jungen Leute seid immer gleich so ungeduldig, wenn euch etwas Freudiges bevorsteht; man muß alles erwarten können, wer das nicht lernt, wird nie recht glücklich werden.“

Sophie beugte sich tief über ihre Arbeit. „Ich habe unsern Gottfried eben so lieb,“ sagte sie leise.

„Das ist völlig recht, mein Kind, du hast alle Ursache, deinen Bruder zu lieben. Ja, er

war mir stets ein guter Sohn, und dir ein zärtlicher, treu besorgter Bruder, der Friedl!"

Mutter Haugenstein ließ die Arbeit sinken, und ihre Augen ruhten wohlgefällig auf dem lieblichen Wesen, das sie ihre Tochter nennen konnte. Ja, sie erlebte Freude an ihren Kindern: Gottfried hatte eine glänzende Stellung, Sophie war brav und arbeitsam. Für die Zukunft des Mädchens war gesorgt; sie bekam dereinst das kleine Häuschen und eine hübsche Aussteuer, wenn sie einmal ans Heiraten denken sollte — und es war wohl etwas im Werk, das hatte das Mutterauge beizeiten schon erkannt. Der junge Nachbarssohn, des Obergrubenwarts Harting Einziger, ein fleißiger, geschickter Arbeiter, der nächstens selbst zum Grubenwart befördert werden sollte — ja, der hübsche Leo war ihrer Sophie nicht gleichgültig. Nun, Mutter Haugenstein wollte nichts dagegen haben, und der brave, alte Harting gewiß auch nicht; wie Gott will. —

Sophie legte plötzlich ihren Stickrahmen weg und zog einen Brief aus der Tasche.

„Mutter," begann sie etwas zagend, „er kommt doch heute; es steht ganz deutlich hier, wenn er nur auch den Zug angegeben hätte!"

„Das wird ihm eben nicht möglich gewesen sein," versetzte die Mutter; „aber wenn Gottfried sagt, er komme, dann hält er es, dafür kenne ich ihn."

Sophie betrachtete angelegentlich eine Photographie, die dem Briefe beilag. „Wie er sich verändert hat, Mutter, seit sechs Jahren. Dieser ernste Ausdruck —“

„Das hatte er immer,“ fiel die Mutter ein.

„Und der schöne Vollbart, die breite Brust! Ah, er muß ein schöner Mann sein —“

Eine kleine Pause trat ein; Sophie nahm ihren Stickrahmen wieder zur Hand. Plötzlich aber horchten beide Frauen auf.

„Mir ist, als hörte ich Schritte auf dem Kiesweg,“ sprach Mutter Haugenstein hastig. „Sollte er —“

Sophie schlüpfte schnell aus der Laube.

„Ah, Komtesse Hilda ist's,“ rief sie und eilte der Freundin entgegen. „Hilda, besten Willkomm, denke dir nur, er ist immer noch nicht da!“

Die Komtesse drückte warm die dargebotene Hand der Sophie. „Wie du deinen Bruder lieben mußt!“ sagte sie zärtlich.

„Ah, er ist so gut,“ flüsterte jene; „freust du dich nicht, ihn wiederzusehen?“

Ohne jedoch eine Antwort abzuwarten, setzte sie hinzu: „Aber komm' in die Laube; Mutter ist entzückt, wenn du uns die Ehre schenken willst.“

Die Mädchen schritten auf die Rosenhecken zu. Komtesse Hilda war entschieden eine graziöse Erscheinung. Sie war größer als Sophie, und dies ließ ihre schlanke, ebenmäßige Gestalt nur

um so deutlicher hervortreten. Mit hervorragender körperlicher Schönheit verband Hilda aber auch edle Charakterzüge. So hatte sie, die hochgeborene Grafenstochter, es nie verschmäht, sich die innigste Freundschaft der einfachen und schlichten Lehrerstochter zu bewahren. Wie in der Kinderzeit, so waren die Mädchen auch jetzt noch du auf du. Die Mutter ihrer Freundin nannte auch sie, die ihre eigene schon frühzeitig durch den Tod verloren hatte, mit jenem süßen Namen. Sie fühlte sich überhaupt in dem bescheidenen Kreis der Lehrersfamilie so traulich und froh, daß beinahe kein Tag verging, an welchem sie nicht in der Mitte jener Lieben geweilt hätte. Heute war sie allerdings ein wenig von der Neugierde getrieben hierher gekommen. Sie hatte gehofft, Gottfried zu treffen. Von ihm war ja fast täglich die Rede gewesen. Komtesse Hilda erinnerte sich noch sehr gut an den blaßen, schlanken Studenten, der so schön Harmonium spielte und Märchen erzählte. Sie hatte oft an den „Friedl“ gedacht, wenn sie später von seinen Erfolgen und seiner Carriere sprechen hörte. Damals, vor so und so viel Jahren hatte er sie immer so ernst angeschaut, dieser Blick war ihr unvergeßlich; er hatte sich immer so zärtlich um sie bemüht, und sie war ihm recht zugethan gewesen — damals. Ach, die Zeit war pfeilschnell seitdem verflogen; aus dem Jüngling mochte wohl ein Mann ge-

worden sein, und Hilda war doch recht neugierig, ihn wiederzusehen. In dieser Hoffnung sah sie sich augenblicklich getäuscht, Gottfried war also noch nicht da.

„Sieh', liebe Hilda," sagte Sophie eben zu ihrer Freundin, „da hat er uns gestern seine jüngste Photographie beigelegt, damit wir ihn sogleich erkennen sollten." — Damit zog sie das Bild aus dem Couvert und wollte es der Hilda hinüberreichen, aber rasch zog sie es wieder an sich. „Nein, du mußt raten, Hilda, ach, das ist nett! Wie stellst du ihn dir eigentlich vor?"

„Aber Kind," mahnte die Mutter, „sei doch nicht so ausgelassen!"

„Bitte, Mutter Agnes," beschwichtigte die Komtesse; „das ist ein recht hübscher Scherz. Warte einmal, Sophie, das ist gerade nicht leicht; ich will mich besinnen."

Und Komtesse Hilda besann sich; aber ihre Phantasie zeigte ihr immer nur den schlanken, blaßen Studenten.

„Nun," sagte sie endlich, „er ist wohl recht schlank, macht ein ernstes Gesicht —"

„Halb erraten!" rief Sophie. „Trägt er einen Bart?"

„Ich denke schon."

„Einen Vollbart?" neckte Sophie weiter.

„Das glaube ich nicht."

Sophie lachte aus vollem Halse, dann streckte

sie mit rascher Gebärde das Bild hinüber und rief: „Da sieh', liebes Hildchen, so sieht der Gottfried aus!"

Komtesse Hilda nahm die Photographie und betrachtete sie lange. — Was hatte denn ihr Herz schneller zu schlagen? Und was bedeutete die leichte Blutwelle, die sich über ihr Gesicht ergoß und ihre zarten Wangen dunkler färbte?

„Er ist ein sehr schöner Mann," sagte sie leise, „dieser geistvolle Blick, diese hohe, freie Stirn —"

„Ja, und der prächtige Anzug!" setzte Sophie wichtig hinzu. „O, Hilda, ich bin so stolz auf meinen Bruder! Horch, jetzt fährt wieder ein Zug ein, ach, ich muß doch nachsehen!" — Sie hüpfte davon, die Mutter und Hilda allein in der Laube lassend.

„Das reine Quecksilber, meine Sophie," sagte Mutter Haugenstein ein wenig selbstgefällig, „sie stirbt noch vor Ungeduld."

„Ich wäre nicht anders, Mutter Agnes," sprach die Komtesse mit Betonung, „wenn ich einen solchen Bruder hätte."

„Ach ja, der gute, kleine Max, Ihr Brüderchen, gnädiges Fräulein, hat so früh sterben müssen. Es war ein so liebes Kind, so still und so brav, daß man immer gesagt hat, er ist zu gut für diese Welt. Ich meine noch, ich sehe ihn und höre ihn, wie er der fünfjährige Kleine,

in eigener Person Sie in der Wiege geschaukelt hat und immer sagte: Hilda — brav. Auch in Himmel kommen. Und bald darauf ist der kleine Max vorangegangen zu den Engeln. — Ja, ja —" Mutter Haugenstein seufzte — „die Zeit vergeht! Aber Ihre Mama, die gnädige Frau Gräfin, hat den schweren Schlag nicht überwinden können, sie folgte ihrem lieben Max nur zu bald nach. Ach, wenn ich so zurückdenke, wie der gnädige Herr Graf damals geweint hat, dann kommen mir immer selber noch die Thränen. Der gute Herr! Man hat immer gemeint, er heirate wieder, aber das hat er nicht gethan, er blieb der seligen Frau Gräfin treu, er hatte sie zu sehr geliebt. Sie gleichen Ihrer seligen Frau Mutter aufs Haar, gnädiges Fräulein! —"

Komtesse Hilda hatte ihr Köpfchen auf die rechte Hand gestützt und der Erzählung der Mutter Haugenstein schweigend gelauscht. Es war ihr so weh dabei geworden, daß sich ihre Augen unwillkürlich feuchteten. — Ja, wenn sie zurückdachte, ihr ganzes Leben zurück, sie erinnerte sich nicht an ihre Mutter, auch nicht an das Brüderchen, sie war ja kaum auf der Welt gewesen, als jene beiden aus dem Leben geschieden waren. Eine einsame Jugend lag hinter ihr. Der Papa war zwar immer zärtlich und liebevoll gegen sie, aber trotzdem fühlte sie eine gewisse Leere in ihrem Dasein. Dies war ja auch

das ungekannte Motiv, das sie antrieb, die Gesellschaft der braven Lehrerswitwe und ihrer Tochter zu suchen. Ja, andere junge Mädchen in ihrem Stand und Reichtum verlebten freilich eine geräuschvollere Jugend! Bälle und Visiten, Ausflüge und Reisen wechselten dort beständig und ließen jenen kaum Zeit, sich des Lebens eigentlich bewußt zu werden. Wie anders war es in Schloß Zechendorf! Der Graf lebte still und einsam dahin; kaum daß im Sommer ein oder zwei Gäste sich einstellten. Seine Hauptvergnügen waren Musik, Lektüre und das Studium der Zeitverhältnisse. Allmählich jedoch trat jetzt noch ein besonderer Gedanke an den Grafen heran. Er fühlte im geheimen die Pflicht, seiner Tochter einen standesgemäßen Bräutigam zuzuführen. Das fiel ihm nun etwas schwer, denn er hatte sich ja volle zwanzig Jahre beinahe, seit dem Tode seiner heißgeliebten Gattin eben, aus der Welt zurückgezogen. Um so erfreuter war er, als er heuer im Frühjahr einen jungen Adeligen kennen lernte, den Baron Prankenfels, den er auch alsbald zu Besuch einlud. Der Baron war gekommen, oft gekommen, aber an Komtesse Hilda ließ sich keine Veränderung bemerken. Sie war zu sehr von einem gediegenen Wissen erfüllt und viel zu hoch geistig veranlagt, als daß die leere, aalglatte Höflichkeit und das nichtssagende Gerede mitsamt der ausgesuchtesten Aufmerksamkeit

des Baron Prankenfels auf sie hätte Eindruck machen können. Der Mensch war ihr langweilig, und sie ließ ihm das in schonender Weise oft genug merken. Allein Baron Prankenfels schien nichts zu merken und dachte gar nicht daran, sich zurückzuziehen. Ihm, dem blasierten Lebemann, schien nichts begehrenswerter, als dieses schöne, frische Geschöpf mit dem sinnigen Auge — und der millionenfachen Mitgift; war sie doch dereinst die Universalerbin des Zechendorfschen Vermögens, da keine Seitenverwandten mehr am Leben waren und in der Descendenz Komtesse Hilda das einzige Kind war. So gab er denn seine Bemühungen noch nicht verloren und trachtete, gereizt durch ihre Kälte, nur um so mehr, das Herz der Komtesse zu rühren. Beim Grafen war er ohnehin gut aufgenommen, denn der Baron verstand es vortrefflich, sich in ein günstiges Licht zu setzen und über alles zu reden, auch wenn er nichts von der Sache verstand. — Unter diesen Verhältnissen fühlte sich die Komtesse in der aufgezwungenen Gesellschaft des Baron einsamer denn je, und sie vermied ihn, so gut es anging. —

Als Hilda auf die Worte der Mutter Haugenstein immer noch nichts erwiderte, ließ diese plötzlich die Hände in den Schoß sinken und sah auf:

„Ach, wie konnte ich mich doch so vergessen,“

rief sie aus, „ich hätte diese schmerzlichen Erinnerungen nicht in Ihnen wachrufen sollen, gnädiges Fräulein!“

Hilda lehnte sich auf ihren Sitz zurück und lächelte unter Thränen:

„O nein, Mutter Agnes, ich bin Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir von meinen lieben Dahingeschiedenen erzählen. Ich selbst habe gerade zurückdenken müssen über viele Jahre, und dabei —“

Die Sprecherin brach ab und trocknete schnell die verräterischen Tropfen von den Wimpern, denn Sophie nahte sich der Laube.

„Wieder nicht —“ sagte diese schmollend im Eintreten; „jetzt bin ich dem Friedl aber recht bös.“

„Ach, du tolles Kind,“ schalt Mutter Haugenstein, „du fällst ihm ja doch um den Hals, wenn er kommt!“

Sophie lachte schon wieder. „Ja, das thu' ich, liebes Mütterchen! Wenn er hereintritt zur Thüre, da eile ich auf ihn zu und rufe: Ach, du böser, lieber Friedl, warum kommst du so spät!“ Bei diesen Worten hatte sich Sophie an die Brust ihrer Freundin geschmiegt und küßte diese auf die schwellenden Lippen.

„Aber, Sophie!“ rief Mutter Haugenstein erschrocken, „vergiß dich doch nicht ganz!“

„O, lassen Sie sie nur, Mutter Agnes,“ be-

fürwortete Hilda; „es muß ja so unendlich schön sein, innig lieben zu können — —"

„Und wiedergeliebt zu werden," ergänzte Sophie. „Weißt du, mein Bruder hat mich schon gern gehabt von jeher. Als ich noch ein ganz kleines Mädchen war, hat er mich vor den wilden Buben beschützt; wenn er in die Ferien kam, hat er mir immer Näschereien, Spielzeug und Bilderbücher mitgebracht, und jetzt, die ganze Zeit her, hat er mich fortwährend bedacht; du weißt ja, zu meinem letzten Geburtstag hat er mir das schöne, silberne Armband mit einem Diamant, Rubin und Smaragd — Glaube, Liebe, Hoffnung — geschickt und innen steht eingraviert: Sei treu dein Leben lang — deinem Bruder Gottfried! Und in jedem Brief hat er für mich eigens ein paar Zeilen geschrieben, und dann das Bändchen Gedichte, das er mir gewidmet hat, du kennst es ja: „Lose Blätter aus goldenen Tagen." Ach, er ist so gut, der Friedl!"

„Glückliche Freundin," flüsterte Hilda und drückte sie innig an sich.

„Ach, Hilda, du mußt ihn auch recht gern haben," lächelte Sophie, indem sie die Liebkosung zärtlich erwiderte; „denn lieben macht glücklich!"

„Nein, was das Mädel heute für Zeug daherredet," entsetzte sich die Mutter; „siehe lieber nach, wer an der Pforte ist, es hat geschellt."

Sophie erhob sich und küßte die Mutter auf

die Stirne: „Mußt nicht bös sein, lieb' Mütterchen!“ rief sie und eilte fort. —

An der Gartenpforte hielt ein gräfliches Gespann; Baron Prankenfels war ausgestiegen und lehnte sich an die Gitterthüre.

„Ei, mein lieber, kleiner Wildfang,“ rief er halblaut, als er der Sophie ansichtig wurde, die auf dem Kiesweg des Gartens dahereilte; „freut man sich, uns wiederzusehen?“

Sophie zögerte einen Moment überrascht; dann aber entgegnete sie munter:

„Unglaublich, Herr Baron — Sie leben noch?“

„Wie du siehst, Goldkäferchen; meinst du, ich hätte das Leben nicht lieb, besonders solange du in der Welt bist?“

„Herr Baron belieben zu scherzen!“

„Mein voller Ernst! Aber so komm' doch näher, mein Kind, öffne die Pforte, aber schließ' dein Herzchen!“

„Wollen Sie mich vielleicht wieder küssen—?“

„Mache doch keine Albernheiten, großes Kind, du wirst doch Spaß verstehen!“

Sophie näherte sich, drohte lächelnd mit dem Finger und schloß auf.

„Ein Patschhändchen bekomme ich aber doch,“ schmeichelte Prankenfels und trat vertraulich in die Nähe des Mädchens.

Aber Sophie sprang schnell einen Schritt

zurück: „Fällt mir nicht ein,“ entgegnete sie mit unbewußter Koketterie und versteckte beide Händchen hinter dem Rücken.

„Du willst mich necken, kleiner Schmetterling! Warte nur, ich hasche dich und dann bist du mein, ganz mein.“

„Wenn ich mich nur fangen lasse,“ erwiderte Sophie schnippisch: „wenn man einen Schmetterling fangen will, muß man vorsichtig hinschleichen und das Netz unmerklich niedersenken — das müssen Sie lernen, Herr Baron. Aber sagen Sie,“ spöttelte sie, „warum leben Sie denn eigentlich noch; Sie sagten doch, Sie jagten sich eine Kugel durch den Kopf, wenn ich mich nicht küssen lasse — pfui, wie abscheulich!“

„O du naives Kind,“ schalt der Baron ärgerlich und drehte verlegen an seinem Schnurrbart; „wer wird denn alles für bare Münze nehmen. Aber ich will mein scheinbares Unrecht wieder gut machen. Siehe, ich habe dir, damit du wieder gut bist, das da“ — er zog ein Kästchen aus der Tasche und drückte es der überraschten Sophie in die willenlose Hand — „mitgebracht! es ist ein Korallenhalsband, das nimmst du als Versöhnungszeichen.“

„Aber, Herr Baron —“

„Sei nur still, ich weiß schon, was du sagen willst.“ Prankenfels klopfte ihr zutraulich auf

die Wange. „Wer ist denn noch in der Laube?" fragte er.

„Meine Mutter und —"

„Ah," machte der Baron schnell mit einem scheuen Seitenblick nach jener Richtung. „Leider muß ich fort; übrigens habe ich noch eine Neuigkeit für dich: dein Bruder Gottfried kommt jeden Augenblick, er ist zu Fuß auf dem Weg von Warrenberg hierher."

„Mein Bruder —"

„Ja, das ist meine Botschaft, die ich von ihm auszurichten habe; jetzt lebe wohl, auf Wiedersehen!" Er sprang in den Wagen.

„Herr Baron, den Schmuck — —" rief ihm Sophie noch zu, aber die Worte verhallten unter dem Rollen des Wagens, welchen die feurigen Pferde in raschem Trabe den Augen des Mädchens entführten.

Da stand nun Sophie und sah dem Gefährte nach; das Schmuckkästchen hielt sie krampfhaft in der Hand. Sie hatte es ja gar nicht annehmen wollen, aber es war alles so überraschend schnell gegangen. Nun — Sophie ließ das Kästchen in die Tasche gleiten. Wenn der Baron wiederkam, mußte er es zurücknehmen: einstweilen wollte sie es verbergen, denn die Mutter wenn das sehen oder erfahren würde —!

Jetzt fiel ihr die Kunde von Gottfrieds An-

kunst wieder ein. Schnell warf sie die Gartenthüre zu, riegelte ab und eilte der Laube zu:

„Mutter! Hildchen! Denkt euch, der Gottfried wird jeden Augenblick kommen!"

„Wer sagt dir denn das?" forschte Mutter Haugenstein.

„Herr Baron Prankenfels war da — —"

„Prankenfels?" wiederholte Hilda erstaunt.

„Nun, was sagte er dir?" meinte die Mutter.

„Er teilte mir mit, daß Gottfried zu Fuß unterwegs sei von Warrenberg hierher."

„Dann wird es gut sein, wenn ich mich zurückziehe, um Sie in der Freude des ersten Wiedersehens nicht zu stören, Mutter Agnes," versetzte Hilda und wollte sich erheben.

„Ach nein, du darfst nicht gehen, Hilda," wehrte Sophie und drückte ihre Freundin sanft auf den Sitz zurück. „Die Freude ist nur um so größer, wenn auch du da bist; Gottfried wird ganz entzückt sein."

„Geh', du Schmeichelkätzchen," strafte Hilda, „ich bin ihm doch vollkommen fremd und er wird sich beengt fühlen —"

„Aber, aber, Hilda," schmollte Sophie, „du sollst ihm fremd sein, wenn er in jedem, jedem Briefe eine schöne Empfehlung an die gnädigste Komtesse Hilda von Zechendorf beifügt! Da sieh' her —" zum Beweise zog Sophie den gestrigen Brief Gottfrieds hervor. „Da lies es

selbst, du Ungläubige, hier heißt es . . . . und bitte ich Euch gleichzeitig, meine besten Empfehlungen an Se. Erlaucht den Herrn Grafen und —" Sophie las mit erhöhter Stimme — „und an die gnädigste Komtesse Hilda gelegentlich übermitteln zu wollen."

„Ja," wandte sich Mutter Haugenstein an Hilda, „Sie dürfen überzeugt sein, gnädiges Fräulein, Gottfried gedenkt stets, so hoch er auch gestiegen ist, mit größter Dankbarkeit an seinen hochverehrten Gönner und Wohlthäter, den gnädigen Herrn Grafen, Ihren Vater."

„Sie glauben also, Mutter Agnes, daß ich nicht störe?"

„Im Gegenteil; Gottfried wird sich sehr freuen, gnädiges Fräulein wiederzusehen."

„Gut, auf Ihre Verantwortung hin, Mutter, will ich bleiben. Ich selber freue mich sehr, den Herrn Geheimrat aufs neue kennen zu lernen."

„Den Herrn Geheimrat," äffte Sophie neckisch. „Warum sagst du nicht gleich: den Herrn wirklichen vortragenden Rat und geheimen Privatsekretär Sr. Majestät — wie ich immer an ihn adressieren muß. Ich lasse mir gefallen, wenn du sagst: Herr Gottfried, oder: Herr Haugenstein; am allerbesten ist, du sagst frischweg Friedl, wie du vor ein paar Jahren noch gesagt hast!"

Mutter Haugenstein schüttelte zürnend das

Haupt, aber Komtesse Hilda hatte ihre muntere Freundin an sich gezogen und lispelte ihr zu: „Sophie, du bist doch noch ein recht, recht naives Kind!“ — — —

In angenehmem Geplauder war noch eine Viertelstunde verflossen, da schellte es draußen am Gitterthor.

„Gottfried, das ist der Gottfried!“ jubelte Sophie und sprang der Mutter voran, welche sich ebenfalls erhoben hatte und vor Freude zitternd ihrem Sohne entgegeneilte.

Wortlos lag sie bald darauf in seinen Armen.

„Wie fühlst du dich?“ klang es bebend von Gottfrieds Lippen.

„Ganz wohl, Friedl.“

„Wie mich das freut, Mutter!“ rief dieser, sie entzückt betrachtend. „Und das ist meine liebe Sophie —“ fügte er hinzu, sich an diese wendend.

„Ja, Friedl! deine treue Sophie!“ Sie umhalste ihn, und wollte ihn gar nicht mehr loslassen. —

An dieser rührenden Scene des Wiedersehens hatte sich Komtesse Hilda nicht beteiligt. Taktvoll war sie in der Laube zurückgeblieben; aber zwischen den Heckenrosen, die sie leicht auseinanderbog, warf sie einen verstohlenen Blick auf die glücklichen Personen. Das war also der

ehemalige Friedl! Ein schöner Mann, der sich ein edles Herz bewahrt hatte auch in der stürmenden Welt! Wie fröhlich die drei plauderten! Ah — jetzt wies Sophie nach der Laube; sie setzten sich in Bewegung, sie näherten sich!

Komtesse Hilda trat einen Schritt vor und stand nun holderrötend in der Thüre, umrahmt von den blühenden Kindern der Natur; und sie war so schön in diesem Augenblicke, daß Gottfried, der eben um die Ecke gebogen war und plötzlich ihrer ansichtig wurde, von der Wirkung dieses bezaubernden Bildes betroffen stehen blieb. Sie hob ihren Blick, ihr Auge begegnete dem seinigen — Seele tauchte sich in Seele. — — —

Drittes Kapitel.

Vierzehn Tage waren seitdem verflossen. Gottfried hatte recht glückliche Tage in Zechendorf verlebt. Er weilte oft und lang auf dem Schlosse, dessen gastlicher Besitzer ihn freundlichst zu recht zahlreichen Besuchen eingeladen hatte. Gottfried war dem Ansinnen mit Freuden gefolgt. Weilte er doch so gern an der Seite der schönen und liebenswürdigen Komtesse Hilda, die ihrerseits ein besonderes Vergnügen daran zu

finden schien, den jungen Geheimrat an sich zu fesseln.

In der Zwischenzeit aber benützte Gottfried die Gelegenheit, um die socialen Verhältnisse in Zechendorf zu studieren. Er fand da — im Gegensatz zu Baron Prankenfels, der alles ruhig wähnte — gar manches nicht in Ordnung. Der Obergrubenwart Harting hatte ihm erzählt, unter den Bergleuten gäbe es jetzt wohl fünfhundert unruhige Köpfe, also mehr als die Hälfte der Gesamtzahl. Noch vor fünf Jahren habe es keine fünfzig unzufriedene Arbeiter in Zechendorf gegeben; aber ein fauler Apfel habe den anderen angesteckt, die Unzufriedenheit und der Mißmut hätten immer mehr um sich gegriffen und so sei die Zahl jener Partei in einer verhältnismäßig kurzen Zeit um das Zehnfache gestiegen. Harting sprach auch die Vermutung aus, daß die Unzufriedenen sich wohl im geheimen organisiert haben dürften, aber in dieser Beziehung könne er noch nicht für die Wahrheit einstehen.

Diese Mitteilungen hatten Gottfrieds Arbeitslust angeregt, er hatte sich genau über die Lohnverhältnisse, Arbeitszeit, Lebensmittelpreise, das wirtschaftliche Leben der Bergleute überhaupt und über mehrere andere Punkte informiert, um etwaige Fehler jener Einrichtungen aufzudecken. Seine Untersuchungen waren abgeschlossen und er hatte das Resultat derselben unter verall=

gemeinerter Anwendbarkeit auch auf andere Dienstverhältnisse in einer Schrift über das „Arbeiterwohl“ niedergelegt. Mit dieser Broschüre wollte er nach Ablauf seines Urlaubes bei dem Monarchen über den Stand der Arbeiterfrage referieren und war er jetzt schon einer günstigen Aufnahme seines Berichtes und der allerhöchsten Auszeichnung sicher.

Seine Schrift in der Hand, um noch an Detailpunkten zu studieren, wandelte Gottfried eben in der Kastanienallee des gräflichen Schloßparkes. Er achtete nicht auf den Weg und nicht auf das herrliche, geheimnisvolle Halbdunkel, welches in jener Allee deshalb herrschte, weil die Bäume zu beiden Seiten des Fußpfades in halber Höhe sich gegenseitig berührten und so ein natürliches, dichtes Dach bildeten, durch welches die Strahlen der Sonne nur spärlich drangen. Aber als er in Gedanken versunken plötzlich aus der Allee trat und unmittelbar darauf im grellen Sonnenlichte dastand, ließ er überrascht die Broschüre sinken und sah um sich.

Links da die Kastanienallee war er soeben heraufgekommen. Ihm gerade gegenüber lag das stolze Schloß mit seinen vielen, hohen Fenstern, in welchen sich die Morgensonne tausendfach spiegelte. Zu seinen Füßen dehnten sich prachtvolle, abwechslungsreiche Blumenbeete aus, molliger, saftig grüner Rasen säumte sie ein; in=

mitten lag ein mächtiger, von Rosenhecken umfriedeter Springbrunnen, der lustig plätschernd die stäubenden Wasser emporschleuderte. Zur Rechten schloß sich, wie links, eine Kastanienallee an — das Ganze machte einen wohlgefälligen Eindruck, und man erkannte wohl, daß hier eine fleißige Hand regieren mußte, die es sich sehr angelegen sein ließ, das kleine Erdenparadies so symmetrisch und zauberhaft zu erhalten.

Gottfried weidete entzückt sein Auge an diesem herrlichen Stück Natur und zuletzt blieb sein Blick auf dem Schlosse haften. Dort, hinter jenen Fenstern, ruhte sie wohl noch, es war ja noch nicht acht Uhr, die schöne, gute Hilda, die alles das und noch mehr ihr Eigen nennen konnte! Wie stolz sie doch sein könnte — und wie bezaubernd liebenswürdig sie war! Gottfried sah nachdenklich vor sich hin. Und war sie auch — glücklich? Nach gewöhnlicher, menschlicher Berechnung pflegte man doch das Glück nach dem Reichtume zu bemessen; ja, wenn das richtig war, dann mußte sie sehr, sehr glücklich sein. Und doch — Gottfried hatte manchmal eine Art stiller Trauer an ihr zu bemerken geglaubt. Er mußte sich gestehen, daß ihr Blick nicht immer gleich hell, manchmal etwas verschleiert erschien. Himmel! Wenn dieses engelgleiche Geschöpf nicht glücklich wäre? Aber was sollte ihr fehlen? An irdischen Gütern war sie überreich, ihr Körper

lieblich und schön geformt, ihr Geist rege und scharf, ihr Herz edel und weich — also was sollte ihr fehlen?

Über all diesem Grübeln hörte Gottfried nicht, daß sich jemand näherte. Komtesse Hilda kam die Kastanienallee zu Gottfrieds Rechten entlang gegangen, ein kleines, in Saffian gebundenes, mit Goldschnitt verziertes Buch in der Hand, in welchem sie eifrig las. Es waren Gottfried Haugensteins lyrische Gedichte: „Lose Blätter aus goldenen Tagen.“ Gottfried hatte das Bändchen vor zwei Jahren herausgegeben; es war seiner Schwester Sophie gewidmet. Zwei Exemplare waren damals in Zechendorf angekommen, eines für die Schwester und eines für die „gnädigste Komtesse Hilda“. Diese war hocherfreut gewesen über das Geschenk und las seitdem oft und gern von jener Lust und jenem Leid, das sich gewaltsam losreißt von der Seele des Dichters, wenn seine Empfindung im Liede Ausdruck sucht.

Fast erschreckt ließ Hilda das Buch sinken, als sie, aus der Allee tretend, den Autor plötzlich vor sich sah. Da stand er — ihrer nicht gewahr! Worüber er wohl sinnen mochte! Gedachte er vielleicht jenes süßen Frauenbildes, das seine Lieder in ihm hervorgezaubert? Wie tief mußte er sie lieben, sie, der er sein ganzes Wesen erschlossen hatte! Wie kam es, daß Hildas Herz heftiger pochte bei diesem Gedanken? —

Gottfried hob den Blick, Hilda trat einen Schritt näher, er hörte das Knirschen des Sandes, sein Auge flog nach jener Richtung und wie festgebannt haftete es auf der schlanken Gestalt des Mädchens, an welches er soeben so eingehend gedacht hatte.

Hilda kam ihm in seiner wortlosen Verlegenheit rasch zu Hilfe.

„Herr Geheimrat machen wohl eine Morgenpromenade,“ sagte sie lächelnd und ging auf ihn zu; „nicht wahr, der Park gefällt Ihnen?“

„Ein herrliches Stück Erde!“ versicherte Gottfried sich verbeugend. „Gnädigste Komtesse befinden sich schon so früh im Freien; ich dachte Sie mir noch im besten Morgenschlummer.“

„Es ist meine Gewohnheit, früh aufzustehen. Es giebt nichts Schöneres, als einen hellen Sommermorgen im Park, finden Sie das nicht auch, Herr Geheimrat?“

„Ganz Ihrer Ansicht, gnädigstes Fräulein!“

„Ah, sehen Sie, Herr Geheimrat, diese Rose dort ist heute über Nacht aufgebrochen, gestern war sie noch schwellende Knospe.“

Komtesse Hilda trat an den Strauch heran, Gottfried folgte ihr. „Wirklich eine herrliche Blüte,“ sagte er und bog sie näher; „dieser zarte Schmelz der Farbe, dieser feine Übergang vom sanftesten bis zum dunkeln Rot!“

„Ach, Herr Geheimrat, wollen Sie mir die Blume brechen?“

„Mit größtem Vergnügen!“ Gottfried pflückte die Rose, entfernte sorgfältig alle Dornen und überreichte sie lächelnd mit den Worten: „Eine Rose ohne Dornen.“

„Von Natur undenkbar,“ fügte Hilda hinzu und steckte die Blume an die Brust. Fast wehmütig sprach sie dabei: „Arme Rose, nun bist du dem Tode verfallen; ja, das ist das Los des Schönen: es entzückt, vergeht und wird vergessen!“

Gottfried sah die Sprecherin betroffen an: da war er ja wieder, der traurige Ton in Stimme und Ausdruck, die leise Melancholie, die er schon öfters an ihr bemerkt zu haben glaubte.

„Ich fürchte,“ sagte er, „gnädigstes Fräulein urteilen hierin etwas zu summarisch. Wenn ich meiner Meinung Ausdruck geben darf, so geht diese dahin, daß uns das Schöne entzückt und eben deshalb nicht vergeht, wenigstens in unserer Erinnerung fortlebt und so nicht der Vergessenheit anheimfällt. Wie gern denken wir zum Beispiel zurück an die schönen Stunden unseres Lebens, besonders wenn trübe Ereignisse über uns hereinbrechen.“

Hilda wandte sich ab, als ob sie Gottfried den Eindruck seiner Worte auf sie verbergen wollte. Sie zeigte auf eine Bank.

„Wie gefällt Ihnen dieses Plätzchen dort, Herr Geheimrat?“ lenkte sie ab.

„Ah,“ rief dieser entzückt, „ich möchte es geradezu idyllisch nennen! Einen Teppich von weichem Rasen, das herrliche Geäste dieser alten Buche, die einfache, bequeme Eichenholzbank, die freie Fernsicht — ganz mein Geschmack!“

„Auch mein Lieblingsplatz in unserem Park ist es von jeher gewesen,“ gab Hilda zurück. „Ich habe dort ganz still und einsam, ganz allein mit meinen Gedanken schon gar manche glückliche Stunde verträumt. Wollen wir uns nicht setzen?“

Gottfried verbeugte sich schweigend.

„Und glauben Sie, Herr Rat, daß man sich glücklich fühlen kann in völliger Abgeschlossenheit?“ plauderte Hilda weiter.

„Ohne Zweifel, gnädigstes Fräulein,“ gab Gottfried zur Antwort; „das Glück ist eben überhaupt ein sehr relativer Begriff; die einen suchen es in Zerstreuung und Vergnügen, andere in Arbeit und Thätigkeit, andere in Gesellschaft und Freundeskreis, andere in stiller Zurückgezogenheit.“

„Und Sie? Wo suchen Sie es?“ klang es leise.

„Ich?“ — Gottfried schwieg und sah einen Augenblick nachdenklich vor sich hin. „Ich gestehe,“ sagte er dann nicht ohne Bewegung, „ich habe mein Glück bisher in rastloser Thätigkeit gesucht. Ich diene dem Staat, und das Wohl eines Volkes erfordert viel, viel Arbeit.“

„Und haben Sie Ihr Glück auch immer gefunden?"

Gottfried schüttelte ernst das Haupt: „Nein," sagte er, „nicht immer!"

„Nicht immer?" wiederholte Hilda teilnahmsvoll.

„Nein," sagte er fest; „ich habe mich manchmal fremd gefühlt in jener stolzen Welt. Sie wissen ja, dort, wo ich verkehre, am Hofe, sind die Menschen nicht alle so gut, als sie scheinen möchten. Ich habe da manche bittere Erfahrung machen müssen. Männer, denen ich rückhaltslos vertraute, die ich für meine Freunde hielt, haben mich getäuscht, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Herablassung war nichts als eine gleißnerische Maske, unter der sie mich ausforschen wollten. Würde ich die geringste Unvorsichtigkeit begangen haben, würde ich nur ein einziges vorschnelles Wort gesprochen haben, sie hätten diesen Umstand sofort für ihre Zwecke benützt. Daß ich aber mit der Zeit mich an derlei Versuche gewöhnte und den Wortschleichern ihre Pfade durchkreuzen lernte, das verdanke ich meinem hohen Freunde Staatsrat Graf Prechtenrod. Dieser würdige, erfahrene Mann ist mir sehr wohl gesinnt und steht mir gern mit Rat und That zur Seite. Aber leider sind Männer wie dieser seltene Ausnahmen. Im allgemeinen war die Folge die, daß mein unbefangenes Vertrauen zur Menschheit

untergraben war; ich scheute den Umgang mit jener heuchlerischen Schar, zog mich zurück, so viel es anging und träumte von Idealen, von guten Menschen, deren es in Wirklichkeit so wenige giebt!"

Hilda hatte stumm diesem bitteren Ausbruch des sonst so ruhigen Mannes gelauscht. Als er jetzt geendet hatte, sprach sie, ohne ihn anzusehen:

„Aber ein Ideal muß in Ihnen doch wirklich gelebt haben!"

„Wie meinen Sie das, gnädigstes Fräulein?"

„Lebt es nicht — in Ihren Liedern?"

„Ah, Sie meinen die „Losen Blätter aus goldenen Tagen", erwiderte Gottfried angenehm berührt. „Ja," setzte er langsam hinzu, „es lebt wohl, aber — nicht für mich!"

„Wie das?"

„Das Bild, das mir bei jenen Gedichten vorschwebte, ist zwar verkörpert, aber es lebt nicht in der Residenz; fern, fern von mir, ohne meiner zu gedenken, ohne die geringste Ahnung, daß sie meine Phantasie entflammte, war jenes Mädchen doch mein Ideal. In jenen Stunden, in welchen ich mich aus der rauschenden Welt auf mein stilles Zimmer zurückzog, schwebte mir der Traum eines Glückes vor, das ich in Wirklichkeit nie gekostet habe. Ich habe jenes holde Geschöpf in der Jugend kennen gelernt und wußte, daß eine

reine, edle Seele in ihm wohnte. Dieses Bewußtsein zog mich unwillkürlich in meine Gedanken zu dem Mädchen hin; ihr Bild stand lebhaft in strahlender Schöne vor meinem Geiste, und es zwang mich, diesem idealen Wesen ein Lied zu weihen. Aus einem wurden nach und nach hundert Gedichte, ich stellte sie zusammen und brachte sie unter dem Ihnen, gnädigstes Fräulein, bekannten Titel in ein Büchlein —"

„In dieses Büchlein," unterbrach ihn Hilda bewegt und zog das Bändchen, das sie bisher verborgen gehalten hatte, hervor.

„Ja," rief Gottfried freudig, „in dieses Büchlein."

Hilda hatte ihr Köpfchen gesenkt, in ihren Augen glänzte ein feuchter Schimmer. Sie blätterte hastig Blatt für Blatt, bis ihr Blick auf einem Gedichte haften blieb, welches sie langsam durchlas.

Gottfried beugte sich ein wenig vor und sah sein Lied mit der Überschrift: Im Zweifel.

„Es regt sich im Herzen
Mit wachsender Glut;
Es will wieder märzen
Im Herzen.

Ich bange und zage
In zweifelnder Pein
Und sinne und frage:
Bist du mein?

Du bist eine Sonne,
Im herrlichen All:
O gieb mir die Wonne —
Nimm die Qual!" —

Schweigend saß das Paar unter der lispelnden Buche. — Was sie erzählte — klang es wieder in ihrem Herzen? Was der Springbrunnen dort drüben rauschte — verstanden sie es? Was die Blumen ringsum dufteten — atmeten sie das süße Geheimnis?

Es herrschte jenes heilige Schweigen zwischen ihnen, welches zu entstehen pflegt, wenn Seele sich in Seele taucht, Herz und Herz sich ohne Worte verstehen, wo das Bewußtsein der Gegenwart schwindet und die ganze Welt nur zwei Wesen zu umfassen scheint: sie und ihn!

Hilda nahm zuerst das Wort: „Und dieses Mädchen lebt wirklich und weiß nicht, daß sie Ihr Ideal ist?" flüsterte sie. „Wer sie wohl sein mag?"

Gottfried wußte nicht, wie ihm geschah; er sah nur den feuchtverklärten Blick Hildas, das angstvolle Wogen ihres Busens, er hörte das ahnungsvolle Erwarten aus ihren Worten, er fühlte den heißen Atem des süßen Mädchens, und sich und die Welt vergessend nestelte er ihre zitternde Hand in die seinige und sagte ihr leise hin:

„Hilda, jenes Ideal — waren Sie!"

Wortlos ließ ihm diese ihre Hand und in seliger Träumerei senkte sie ihr Köpfchen sanft gegen seine Brust. —

Nahende Schritte auf dem Kiesweg riß das Paar jäh aus seiner Selbstvergessenheit.

Jetzt zog Hilda leise ihre Hand aus der Gottfrieds, sah ihm voll und rein in die Augen, machte die Rose von ihrer Brust los und hielt sie ihm hin mit den Worten: „Der Dank des Ideals."

Gottfried führte die Blume rasch an seine Lippen. —

Im nächsten Augenblick trat Baron Prankenfels aus der Kastanienallee und ward plötzlich der beiden ansichtig, die jetzt anscheinend gleichgültig plauderten.

„Ei," rief der Baron mit schlecht verhehltem Erstaunen, „endlich finde ich gnädigste Komtesse; suchte schon das ganze Schloß ab."

„Sie suchten mich?" fragte Hilda kühl, indem sie sich erhob.

„Gewiß, ich dachte schon, gnädigstes Fräulein wären ausgegangen." Er wandte sich an Gottfried: „Herr Geheimrat haben gewiß gnädigster Komtesse Vortrag gehalten," meinte er mit einem Anflug von Sarkasmus und deutete auf die Broschüre, welche jener in der Hand hielt.

„Nahezu erraten, Herr Baron," entgegnete Gottfried ebenso; „gnädigstes Fräulein waren so

gütig, sich für meine Schrift über das „Arbeiterwohl“ zu interessieren.“

„Ah,“ machte der Baron etwas überrascht, „Sie arbeiten wohl an einem Referate für Se. Majestät?“

„Ja, ich machte Studien über die socialen Verhältnisse dahier, Herr Baron, und habe meine diesbezüglichen Erfahrungen in dieser Broschüre zusammengestellt.“

„Versprechen Sie sich hiervon einen Erfolg, Herr Rat?“

„Ohne meiner Bescheidenheit Abbruch zu thun, darf ich wohl sagen, daß ich große Hoffnungen auf das Werk setze.“

„Wünsche Ihnen alles Glück hierzu,“ versetzte der Baron. „Bedauere nur, wenn ich gerade gestört habe; eigentlich würde ich mich selbst sehr für Ihre Schrift interessieren, vielleicht gestatten Sie, daß ich ein andermal mich der gnädigsten Komtesse als Zuhörer anschließe; für heute muß ich dem gnädigsten Fräulein eine Einladung zu einem Spazierritt von seiten Sr. Erlaucht überbringen.“

„Papa schickt Sie also?“ fragte Hilda.

„Zu dienen, gnädigste Komtesse. Die „Vega“ steht schon gesattelt im Hofe. Pardon, Herr Geheimrat; sind Sie nicht mit von der Partie? Der „Pluto“ wäre gerade ein Pferd für Sie, der ist noch schwerer zu zügeln als die sociale

Unzufriedenheit, hahaha!“ Er lachte selbstgefällig über seinen Witz.

„Ich danke, Herr Baron,“ erwiderte Gottfried.

„Sie sind freundlichst eingeladen, Herr Geheimrat,“ sprach Komtesse Hilda.

Gottfried schwankte in seinem Entschlusse. Aber nein; die soeben erlebten Eindrücke in der Gesellschaft des langweiligen Baron abschwächen? Nein!

„Ich bitte mich zu entschuldigen, gnädigste Komtesse,“ gab er ruhig zur Antwort; „ich gedenke in den Frühstunden noch an meiner Broschüre zu arbeiten.“

„Ist sie denn noch nicht vollendet?“ fragte Prankenfels.

„Gewiß, Herr Baron, formell sind meine Untersuchungen abgeschlossen; ich suche nur noch einige Feinheiten aus dem Material herauszuarbeiten.“

„Ah so —“

„Seien Sie nur nicht zu fleißig, Herr Geheimrat,“ ließ Hilda einfließen; „Sie werden wohl das Lesezimmer meines Vaters benützen; Sie wissen, daß es Ihnen völlig zur Verfügung steht —“

Eine Handbewegung der Komtesse lud die Herren zum Gehen ein, und man begab sich mit bedeutungslosem Geplauder nach dem Schloßplatze,

wo die Pferde von Reitknechten auf und ab geführt wurden. Hilda zog sich zurück, um sich umzukleiden. Gottfried aber mußte dem Baron noch eine Weile Gehör schenken, sich die Schönheiten der Pferde rühmen lassen, ein paar schneidige Reiterabenteuer mit in Kauf nehmen, worauf er sich empfahl und das kühle, einladende Lesezimmer des Grafen aufsuchte. Dort, hinter den Gardinen versteckt, spähte er vorsichtig in den Schloßhof hinab, sah, wie der Graf mit seiner Tochter unten ankam, wie die Gesellschaft zu Pferde stieg und wie bald darauf die Reiter munter zum Thor hinaustrabten. Nach kurzer Zeit waren sie den Blicken Gottfrieds entschwunden, der an die Fensterscheibe gedrückt noch lange vor sich hinstarrte. Er hatte gehofft, Hilda werde ihm noch einen Blick zuwerfen, aber — sie hatte nicht heraufgesehen.

Zürnte sie ihm ob seiner Kühnheit?

Gottfried trat vom Fenster zurück und warf die Broschüre über das Arbeiterwohl achtlos auf einen Tisch. Er dachte gar nicht daran, zu studieren, andere Empfindungen bewältigten seine Seele.

Hastig durchmaß er den Salon und vergegenwärtigte sich nochmals die Scene im Park. Hatte er nicht zu rasch gehandelt? Das war ja nahezu eine Liebeserklärung gewesen! Liebte er denn die Komtesse?

Einen Augenblick blieb Gottfried stehen. Welche bange Frage! Sollte er verneinen — bejahen? — Ja, er mußte bejahen; er fühlte es wieder, jenes süße Empfinden, das ihn durchrieselt hatte, als Hilda sich so hingebend an seine Seite gelehnt — und er gestand sich: er liebte sie.

Aber Hilda, wußte sie um seine Neigung, billigte sie dieselbe und erwiderte sie seine Liebe? — Gottfried überlegte; die erste Frage konnte er nicht bejahen, — die zweite auch nicht, die dritte auch nicht! — Aber sie sollte es erfahren, sie sollte es wissen, daß sie ihm mehr war als ein nichtwirkliches Ideal, daß er sie wirklich liebe! Aber durfte er es ihr gestehen? Durfte er, der Bürgerliche, seine Augen erheben zu der Tochter eines altadeligen Geschlechtes?

Dergestalt wogte der Zweifel in seiner Brust. Er sah keinen Ausweg vor sich, entweder wagen oder — fliehen!

Zunächst litt es ihn nicht mehr innerhalb der vier Wände; er wollte hinaus ins Freie, um seine Brust von dem Drucke zu entlasten, welchen die Ungewißheit über sein Schicksal, das er so plötzlich heraufbeschworen hatte, auf sie legte. Er nahm Hut und Stock und eilte die Treppe hinunter. Rasch durchschritt er den Schloßhof und stieg den Berg hinab. Als er gegen die Dorfstraße einbog, schlug plötzlich eine bekannte Stimme an sein Ohr:

„Grüß Gott, gnädiger Herr! Schon wieder in tiefen Gedanken?“

Gottfried sah auf; ah, das war ja der alte Obergrubenwart Harting.

„Guten Tag, lieber Herr Harting!“ erwiderte er. „Ich sagte Ihnen schon einmal, Sie sollten mich, der ich Ihnen als kleiner Bub so viele schlimme Streiche angethan, und den Sie mit Ihrem Leo halb aufgezogen haben, nicht mit „gnädiger Herr“ anreden!“

„Nichts für ungut, Herr Gottfried! Sie sind schon ein hoher Herr geworden auch. Aber — wie gut Sie jetzt aussehen! Als Sie bei uns ankamen, merkte man Ihnen so recht die Stadtluft an, Sie waren blaß und angegriffen; aber jetzt sind Sie ganz sonnenverbrannt.“

„Ja, die Landluft thut mir gut. Sie gehen wohl nach Hause?“

„Gewiß. Sie auch?“

„Wie Sie sehen, Herr Harting. Sie kommen wohl vom Bergwerk; nun, was macht die Stimmung unter den Arbeitern?“

„Ich kann nur den Kopf dazu schütteln,“ bemerkte der Obergrubenwart neben Gottfried einherschreitend; „seit ein paar Tagen muß sich etwas Besonderes vollziehen, da immer Gruppen umherstehen, die ganz geheimnisvoll plaudern.“

„Ah —“

„Ja, und ich bemerkte auch einen fremden,

ganz sauber gekleideten Herrn, der sich anscheinend das Bergwerk besah, aber der gar so angelegentlich mit den Leuten sprach, daß es mir verdächtig vorkam.“

„Gewiß ein Agitator aus der Stadt,“ rief Gottfried erbost; „das ist es ja, daß die Menge aufgehetzt wird von solchen Abenteurern, die weiter nichts bezwecken, als sich auf Kosten der Leichtgläubigkeit Anhang zu sammeln und ihre Interessen zu wahren.“

„Eine traurige Zeit,“ setzte Harting seufzend bei; „die Schänken sind voll — die Kirchen leer. Aber wohin soll das führen?“

„Das können wir noch erleben, Herr Harting. Aber seien Sie versichert, an maßgebender Stelle ist man schon längst von dem Gedanken abgegangen, ohne Religion regieren zu wollen!“

„Man beschäftigt sich wohl viel mit der socialen Frage?“

„Ha, wenn Sie wüßten!“ rief Gottfried lebhaft aus; „man strengt alles an, die drohende Auflösung zu paralysieren. Die leichtfertigen Köpfe allerdings leben in den Tag hinein und wollen den Dingen, die da kommen sollen, ruhig entgegensehen. Aber mit dem System des Totschweigens kommen wir hier nicht durch, das Volk will Hülfe haben. Und so suchen Männer, die wirklich sich für das Wohl des Staates begeistern, vor allem die Wurzel des Unheils zu

finden, und dann Mittel zu seiner Beseitigung aufzudecken. Das muß allerdings in absehbarer Zeit gelingen."

„Und was schützt uns bis dahin?"

„Das Gesetz!"

„Und wenn dieses mißachtet werden sollte?"

„Dann hat der Staat seine Strafgewalt, und er wird und muß Gebrauch davon machen gegen jeden, der wider sein Gebot handelt. Allein es wäre weit gefehlt, wenn sich der Staat einzig auf jene Maxime berufen wollte, die da lautet: Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten." Nein, man geht anders zu Werke; denn mit Kanonen regiert man nicht, wohl aber mit Gesetzen! Man will in Frieden, nicht mit Gewalt vorgehen. Man weiß sehr wohl, daß das Schwert sich auch gegen den kehren kann, der es ohne dringende Not zieht. Der ganze Plan, die Unzufriedenheit mit der socialen Lage zu heben, geht darauf hinaus, die wahre, unleugbare Not der unteren Volksschichten thatsächlich zu erleichtern. Leider findet man hierbei gerade in den Klassen, denen solche Staatsgesetze zu gute kommen sollen, thörichten Widerstand. Ich erwähne nur das Gesetz über die Arbeiterpensionen. Das Volk will kein Einsehen haben, daß ihm damit ein Dienst erwiesen ist, weil es ein paar Pfennige Bargeld auslegen muß. Die meisten sagen: Ach Gott, wer weiß, ob ich das

erlebe, ob ich es dann überhaupt nötig habe. Ja, wenn aber der Fall eintritt? Der Staat, der sehr wohl weiß, daß in unseren heutigen Zeitverhältnissen der Arbeiter in der Jugend nicht ans Sparen für das Alter denken will, zwingt ihn eben auf heilsame Art dazu. Und dann — wie einfältig ist doch diese Menge, die immer und immer nur von blindem Egoismus geleitet nie an den hülflosen Nächsten denken will, nie zugeben will, daß ihr Schärflein, auch wenn es an die eigene Person nicht wieder zurückfällt, doch einem armen Nebenmenschen das Dasein erleichtert und verschönt. Wenn das Jahrhundert des Triumphes menschlicher Geistesthätigkeit diesen Schatten nicht überwinden kann, wird es trotz alles Glanzes in der Geschichte einst mit einem unauslöschlichen Makel behaftet erscheinen! Es fehlt wahrhaftig nicht an Männern in unserer Zeit, die mit glühender, selbstloser Hingabe ans Volk denken und sich bestreben, wahre Aufklärung in die dunklen Irrgänge menschlichen Strebens zu bringen; es gäbe noch viele gute, wackere Männer, die nur den Ruf erwarten, sich zu scharen, um friedlich und ausdauernd jene Richtung zu bekämpfen, deren Zweck unerreichbar ist. Ja, sie müssen sich zusammenthun, sie müssen sich „gegen den Strom" halten, der uns der Anarchie in die Arme treiben würde, es muß ein unblutiger Bürgerkrieg entstehen, in welchem

christliche Nächstenliebe das Panier, und Wort und That die Waffen bilden!"

Der alte Harting nickte zustimmend mit dem Haupte. „Gottfried," sagte er, „Sie haben recht! Dächten alle so wie Sie! Also Sie meinen, der Staat als gesetzgebender Körper für sich könne die sociale Frage nicht allein lösen?"

„Ganz undenkbar," erwiderte Gottfried. „Es müssen weitergreifende Hebel in Bewegung gesetzt werden. Ich sagte ja, aus dem Volke selbst heraus müsse die Reaktion erfolgen. Vor allem muß die Erziehung der Jugend sorgfältiger vor sich gehen. In unserer Zeit finden Sie die meisten Familienväter der unteren Volksklassen in ihrer freien Zeit im Wirtshaus; die Mutter geht zu einer Nachbarin zum Plaudern, und die Kinder sind sich zu Hause selbst überlassen. Oder es giebt viel Zank und Streit im Eheleben, auch das ist eines der schädlichsten Gifte, welches eine reine Kinderseele in wenig Jahren vernichtet. Die Kinder werden den Eltern entfremdet, sie machen es unter sich wie jene, zanken und streiten sich ebenfalls und damit geht auch die Geschwisterliebe verloren. Nicht minder schlimm steht es mit der Lektüre. Man liest einfach, was einem in die Hände fällt, oder man liest einseitig nur diejenigen Blätter, zu deren Partei man sich zählt. Es ist beides falsch: eine uralte Erfahrung lehrt uns, daß man auch den Gegner hören und

würdigen solle — audiatur et altera pars! Ein drittes Element, welches hierher gehört, ist die Schule. Und diese soll beherzigen, daß die jungen Leute fürs Leben herangebildet werden sollen, nicht unnötig mit einem Weisheitskram belastet werden, den die Schüler, wenn sie die Schwelle zum letztenmal überschreiten, mit Verachtung und Ekel als unnützen Ballast abzuschütteln suchen. Ja, Schule, Haus und Presse vermögen die heranwachsende Generation zu Zufriedenheit, Einfachheit und Gottvertrauen zu erziehen, und dann wird sich das neue Geschlecht auch bewußt werden, daß es nicht so schlimm daran sei, als es seinen Eltern vorgelogen und von diesen geglaubt wurde!" —

Harting schwieg noch eine Zeit lang, dann sagte er: „Ich muß gestehen, ich habe mir bisher gedacht, nun, mein Sohn, der Leo, wird schon von der Schule des Lebens erzogen werden, mir ist es ja auch nicht anders gegangen. Allein, ich will dem Jungen morgen, wenn er von der Nachtschicht nach Hause kommt, doch einmal auf den Zahn fühlen. Vielleicht kann er Ihnen, Herr Gottfried, wenn Sie uns morgen allenfalls die Ehre schenken wollen, manchen Aufschluß erteilen, besonders über den geheimnisvollen Fremden und sein Treiben. Er kommt ja mehr mit den Leuten in Berührung als ich."

Die beiden Männer waren vor Hartings

Haus angekommen und blieben stehen. Gottfried sagte zu, daß er andern Tags zu Besuch kommen werde und schritt dann dem Häuschen seiner Mutter entgegen.

Jetzt, da er allein war, kehrten auch seine Gedanken wieder zurück zu den alten Zweifeln, die er auf kurze Zeit vergessen hatte. Nachdenklich trat er in den Garten, setzte sich in die Laube und dachte zurück, zurück an die Scene unter der Buche im Schloßpark. — — —

Viertes Kapitel.

Hilda saß nachmittags am offenen Fenster bei ihrem Stickrahmen, aber die Arbeit wollte nicht von statten gehen. Ihre Gedanken flogen mit den Augen hinunter in das friedliche Thal; sie dachte an jenen Mann, der ihr heute zugeflüstert hatte: „Jenes Ideal — waren Sie!"

Sie war es? War sie es nicht mehr? Bange Zweifel durchstürmten sie. Oder war sie überhaupt damit zufrieden, sein Ideal zu sein? Ein Ideal ist der Wirklichkeit entrückt, die Augen des Dichters sehen es nur im Geiste vor sich, es ist ein Phantom, welches vor der nackten Wirklichkeit sich verflüchtigt wie der Nebel vor der

Sonne. Und an dieses ungreifbare Wesen hatte Gottfried seine Lieder gerichtet, dieses Bild entzückte sein Herz, — aber die wirkliche Hilda? Galt ihm diese nichts?

So folterte sich Hilda selbst, da sie nicht der Stimme ihres Herzens Gehör schenkte, welche ihr heimlich zurief: Er liebt dich! — Ach, dieses arme, sehnende Herz! Zum erstenmal hatte es Amors Pfeil getroffen, aber tief, unheilbar tief verwundet! — —

Baron Prankenfels wurde gemeldet; Hilda empfing ihn kühl und beugte sich über ihre Stickerei.

Der Baron trat näher. „Reizende Arbeit!" schmeichelte er.

„Gefällt sie Ihnen, Herr Baron?"

„Sie ist geradezu bewundernswert, gnädigste Komtesse."

„Ich arbeite sie für Papa, er ist ein großer Freund solcher Sachen."

„Wirklich entzückend!" versicherte der Baron nochmals. „Aber — ich finde, gnädigstes Fräulein nehmen heute auffallend viel rote Seide," witzelte er und lachte anhaltend über seinen geistreichen Einfall.

„Finden Sie?" sagte Hilda kurz, beugte sich aber doch tiefer, um ein leichtes Erröten zu verbergen. Dem Baron entging jedoch diesmal das kleine, verräterische Zeichen nicht. Ah, sollte er endlich dieses steinerne Herz bezwungen haben?

„Das macht die Liebe —" flüsterte er kühn.

Hilda jedoch schien diese Worte nicht gehört zu haben.

„Sie sind doch vollkommen wohl, Herr Baron?" sagte sie. „Fühlen Sie keine Schmerzen wegen des Sturzes von heute früh?"

Der Baron fiel aus allen Himmeln und machte ein sehr langes Gesicht.

„Gnädiges Fräulein," stotterte er, „meinen wohl das Malheur mit dem Pluto."

„Ja, gewiß."

„Nein, versichere Sie, gnädigstes Fräulein; der Unfall war gar nicht der Rede wert. Natürlich war an allem der Gaul schuld; bleibt da mitten im Galopp plötzlich stehen, da möchte ich einen Reiter sehen, der da den Sattel nicht verliert. Aber um Himmelswillen —" der Baron sprang empor — „gnädigstes Fräulein haben sich verwundet, Sie bluten ja!"

„Ach, ein leichter Nadelstich, Herr Baron. Ein paar Tropfen Blut werden wohl fließen müssen." Hilda drückte ihr Taschentuch leicht gegen die Wunde.

„Welch' starke Nerven sie doch besitzen, gnädigstes Fräulein; Sie können so ruhig Blut fließen sehen?"

„Sie nicht, Herr Baron?"

„Um keinen Preis."

„Und doch hatten Sie — ein Duell, wie Sie mir neulich erzählten?“

Prankenfels schnappte nach Luft. Das Mädchen schien es rein darauf abgesehen zu haben, ihn zu blamieren.

„Das war das einzigemal bisher —“ erwiderte er.

„Sie verwundeten Ihren Gegner?“

„Ja, mein dritter Schuß traf seinen rechten Oberarm.“

„Sie blieben unverletzt?“

„Ich hörte wohl die Kugeln an mir vorbeipfeifen —“

„Und wurden Sie nicht strafrechtlich verfolgt?“

„Nein, der Kampf blieb unentdeckt.“

„Nun, würden Sie jeden Menschen so behandeln, der Ihnen irgendwie zu nahe tritt?“

„Nicht eine Miasme von Ehrenkränkung würde ich mir bieten lassen!“ behauptete er, sich in die Brust werfend.

„Welche Waffen würden Sie wählen?“

„Immer Pistolen!“

„Und Sie würden Ihren Gegner ruhig niederschießen, auch wenn er einst Ihr bester Freund gewesen wäre?“

„Ohne Zweifel!“

„Ohne Rücksicht?“

„Ohne die mindeste Rücksicht!“

„Und wer verlangt das?“

„Die Standesehre, gnädigstes Fräulein!“

„Und giebt es keinen anderen Weg, diese wiederherzustellen?“

„Nein, nur Blut ist die einzige Sühne!“

„Das ist ein Irrtum, Herr Baron!“

Dieser traute kaum seinen Ohren. Schon wieder eine Abweisung! Sprachlos saß er da.

„Das Duell bietet Ihnen nie vollkommene Genugthuung, Herr Baron. Weit eher der Spruch eines Ehrenschiedsgerichtes, vor welchem der Beleidiger widerrufen muß, wenn er sich nicht lieber vor den Strafrichter gestellt sieht; ganz abgesehen von der inneren Ungerechtigkeit: nehmen wir an, Sie wären schwer beleidigt; Sie fordern, und Ihr Gegner, ein vorzüglicher Schütze, streckt Sie mit höhnischem Lächeln im ersten Gang zu Boden. Ist das Genugthuung? Ist damit die verletzte Ehre wiederhergestellt?“

Baron Prankenfels starrte die Sprecherin ratlos an. Er persönlich würde sich freilich gehütet haben, sich in ein Duell zu verwickeln; so war ja auch die Geschichte von dem bestandenen Zweikampf eitel erlogen — allein er war der Meinung gewesen, er könnte sich durch derlei Flunkerei von Todesverachtung und Mannesmut bei der Komtesse in ein günstiges Licht setzen; jetzt war auch diese Vermutung grausam getäuscht! Der Baron konnte sich gar nicht von

seinem Erstaunen erholen, am liebsten hätte er sich empfohlen, wenn sich nur Gelegenheit geboten hätte.

Unter solchen Umständen herrschte ein peinliches Schweigen, welchem glücklicherweise durch das Erscheinen des Grafen ein Ende gemacht wurde.

„Da finde ich euch ja hübsch beisammen, Kinder," sprach er wohlwollend. „Schön; ich suchte Herrn Geheimrat Haugenstein hier; ich habe seine Schrift über das „Arbeiterwohl" gelesen, sie liegt draußen im Lesezimmer. Das ist wirklich eine vorzügliche, scharfsichtige Untersuchung; ich wollte mich mit ihm darüber besprechen."

„Sehr gut, Erlaucht," ließ sich Baron Prankenfels hören, „Sie erinnern mich dadurch an mein Versprechen, das ich Herrn Geheimrat gegeben habe, nämlich daß ich ihn heute nachmittag besuchen werde."

Das war allerdings eine Lüge, aber es bot sich damit ein günstiger Vorwand für den Baron zum Entfernen, und das wollte er; er hatte an dem Zwiegespräch mit Hilda bereits genug und fürchtete die Fortsetzung.

„Bitte, Herr Baron, lassen Sie sich dann durchaus nicht aufhalten," versetzte der Graf zuvorkommend; „ich wollte Sie nur bitten, Herrn Geheimrat meine besten Empfehlungen zu über-

mitteln und ihn einzuladen, gelegentlich bei uns wieder vorzusprechen."

Prankenfels übernahm bereitwilligst den Auftrag und zog sich dann schleunig zurück.

Graf Zechendorf war allerdings über die plötzliche Entfernung des Barons etwas erstaunt; fragend blickte er auf seine Tochter.

„Warum hatte er es denn so eilig?" sagte er.

„Ich weiß es nicht, Papa."

„Hast du ihn vielleicht etwas verletzt?"

„Ich dächte nicht!"

„Hm —" der Graf schwieg eine Weile; dann ließ er anscheinend gleichgültig die Bemerkung fallen: „Nun, wie gefällt dir der Baron?"

„Gar nicht, lieber Papa."

„Gar nicht?" wiederholte der Graf stirnrunzelnd. „Das ist schlimm."

Eine kleine Pause entstand. Graf Zechendorf schritt eine Zeit lang überlegend im Zimmer auf und ab, dann zog er einen Stuhl herbei und setzte sich zu seiner Tochter.

„Hilda," sagte er mit weicher Stimme; „ich muß jetzt ein ernstes Wort mit dir reden."

Diese legte sogleich ihren Stickrahmen beiseite und neigte sich erwartungsvoll gegen ihren Vater.

„Es kommt jetzt eine Zeit," begann der Graf, „in welcher ich die Last meiner Jahre immer mehr fühle, und es wird wohl einmal ein

Augenblick eintreten, an dem Schloß Zechendorf einen anderen als mich zum Herrn hat."

„Aber, lieber Papa —" wollte Hilda unterbrechen.

„Laß' mich nur reden, Kind!" wehrte der Graf. „Ich muß doch einmal mit dir darüber sprechen, darum höre: Du weißt, daß wir keine Seitenverwandten haben, und daß kein Erbvertrag von unserer Seite besteht, darum geht das ganze Besitztum, wenn ich, der letzte Zechendorf, in die Gruft sinke, mit deiner Hand auf deinen Gatten über. Aber ich möchte doch wissen, wer jener Erbe sein soll. Du bist jetzt in den Jahren, Hilda, wo du wählen kannst und mußt. Ich frage dich also, hast du einen geheimen Wunsch im Herzen, hast du über deine Neigung schon verfügt —?"

Gespannt sah der Graf seine Tochter an, aber keine Antwort erfolgte. Hilda saß da, wie eine Leiche.

„Muß ich antworten?" fragte sie tonlos.

„Ja."

Hilda preßte die Hand auf das klopfende Herz.

„Vater, ja, Vater — ich habe gewählt!"

„Und wer ist der Glückliche, der meine stolze Tochter sein eigen nennen kann?"

„Erlaß' mir die Antwort, Vater; jetzt noch!" flehte Hilda.

„Warum?" fragte der Graf erstaunt.

„Ach, Vater, ich weiß noch nicht, ob ich wiedergeliebt bin.“

„Aber, den Namen —“

„Später, ein andermal, Vater!“

„Gut, ich will mich gedulden; aber das eine mußt du mir wahrheitsgetreu beantworten: Ist er deiner ebenbürtig?“

„Er ist — meiner — würdig, Vater!“

„Gut; wenn meine Tochter sagt: „er ist meiner würdig,“ so nehme ich an, daß er es ist, und ich lasse den Dingen freien Lauf. Ich greife nicht weiter in deine Herzensangelegenheiten, Hilda. Aber vergiß' nicht, daß dir jederzeit meine väterliche Hilfe zur Seite steht!“

Der Graf warf noch einen wohlwollenden Blick auf sein Kind und zog sich ins Lesezimmer zurück.

Hilda war allein. Jetzt stürmte alles Weh, das sie empfand, auf einmal auf sie ein. Hatte sie ihren Vater nicht getäuscht? Gottfried — er war ihrer wohl würdig, ja würdiger als sie ihn verdiente, aber — er war nicht von Adel, nicht „ebenbürtig“, wie die Welt sagte. Das hätte sie ihrem Vater sagen sollen, sagen müssen; aber was dann? Aber sie liebte ihn doch so innig, diesen Gottfried, und er — dachte vielleicht nicht an sie!

O diese junge Liebe! Wie viel Kummer

und Leid brachte sie in den wenigen Stunden ihres Daseins über das unschuldige Herz!

Hilda beugte sich über das Arbeitstischchen, schlang die Arme um ihr glühendes Köpfchen und — weinte. — — —

Baron Prankenfels schritt unterdessen dem Haugensteinschen Häuschen zu. Er war da auf sonderbare Weise dazugekommen, Gottfried zu besuchen; mußte er doch den Auftrag des Grafen übermitteln. Indes er alterierte sich nicht besonders über sein Mißgeschick — bot sich ihm doch willkommene Gelegenheit, mit der munteren Sophie zusammenzutreffen. Das war doch ein Mädchen, mit dem sich reden ließ, und bei ihr wollte sich der Baron für den schlechten Erfolg bei Hilda entschädigen.

Ah, dort stand sie ganz allein im Garten! Vorsichtig eilte Prankenfels um das Haugensteinsche Häuschen herum, um das Gartenthor zu erreichen. Wie das helle Sommerkleid, das sich eng an ihren schlanken Leib anschloß, sie gut kleidete! Und das Strohhütchen saß ihr so kokett auf dem Köpfchen, daß der Baron sich an der liebreizenden Gestalt gar nicht satt sehen konnte.

Endlich trat er dicht an den Gartenzaun heran und rief hinüber: „Fräulein Sophie, guten Tag!“ — Er duzte sie nur, wenn sie ungehört waren. —

Jene sah überrascht auf: „Ei, der Herr Baron,“ entgegnete sie und stellte die Gießkanne weg; „wie kommen denn Sie so heimlich daher?“

„Ist Ihr Herr Bruder zu Hause?“ fragte der Baron.

„Leider nicht, Herr Baron, er ist ausgegangen.“

„Ach, das ist schade; ich wollte ihn eben besuchen,“ meinte dieser scheinbar unangenehm berührt. „Kommt er vielleicht bald wieder?“

„Ich weiß es nicht,“ gab Sophie zurück; „er macht einen Spaziergang im Walde.“

„Nun ich will ein wenig warten,“ meinte Prankenfels; „machen Sie mir auf, liebes Fräulein; in Ihrer Gesellschaft in der kühlen Laube läßt sich gut ausharren.“

„Schmeichler,“ rief Sophie, eilte aber zur Thüre und öffnete. „Eigentlich,“ sagte sie, „habe ich keine Zeit zum Plaudern; ich muß für meine Lieblinge, die Blumen, sorgen. Sehen Sie, die Hitze thut ihnen so weh, alle lassen traurig die Köpfe hängen; sie würden verdursten, wenn ich sie nicht begösse.“

Der Baron trat ein. „Das ist aber vollkommen falsch, kleine Gärtnerin; in der Sonnenglut darf man die Blumen nicht begießen, sonst welken sie um so eher.“

„Wirklich, Herr Baron?“

„Gewiß, kleiner Schmetterling. Laß’ nur

die Natur für ihre Kinder sorgen; komm' in die Laube, ich weiß gar eine reizende Geschichte zu erzählen. Wo ist denn deine Mutter?"

„Die macht ihr Nachmittagsschläfchen."

„Schön," sagte der Baron und nahm Sophie leicht bei der Hand; „die Alten sollen sich nur ausruhen, wir Jungen aber wollen vergnügt sein! Komm'!" —

Die beiden schritten der Laube zu und hatten eben Platz genommen, da ging drüben in Nachbar Hartings Haus leise die Thüre. Eine kräftige Mannesgestalt ward sichtbar, es war Leo, der Sohn des Obergrubenwarts, welchen Mutter Haugenstein ihrer stillen Beobachtung nach für den mutmaßlichen Bräutigam ihrer Sophie hielt.

Vor einer halben Stunde war er nach Hause gekommen und hatte sein Mittagsmahl eingenommen.

Heute hatte er seinen freien Nachmittag, denn abends um acht Uhr sollte er zur Nachtschicht einfahren. Diese seine wenigen Mußestunden wollte der brave Junge drüben bei Haugensteins zubringen, an der Seite der munteren Sophie sitzen und ihr in die schalkhaften Augen sehen. Er war ja Feuer und Flamme für sie und hatte ihr dies wohl auch schon zu verstehen gegeben. Daß Sophie seine zarten Andeutungen nicht ungünstig aufnahm, das wollte er deutlich bemerkt haben. Wenn er nämlich so einfach und

schlicht, wie sein ganzes Wesen überhaupt war, von einem gemütlichen, eigenen Heim sprach, Pläne entwarf und Luftschlösser baute, da war die übermütige Sophie oft ganz still geworden und hatte stumm gelauscht. Leise Erregung und holdes Erröten konnte sie nicht verbergen. — So steuerte also Leo langsam, aber sicher seinem Glücke zu. Ja, wenn Sophie die Seine wurde! Wie schön wollte er ihr das Leben gestalten, sie lieben, sie auf den Händen tragen!

Leo war eben mit der Mahlzeit zu Ende gewesen und hatte einen Blick durchs Fenster geworfen — was sah er da? War das nicht wieder jener Baron, den er schon öfters in Haugensteins Haus hatte verkehren sehen. Was wollte denn der eigentlich? — Leo sah, wie Prankenfels Einlaß fand und sich mit Sophie in die Laube zurückzog. Da krampfte sich sein Herz jäh zusammen, er ward bleich. Der Baron allein mit Sophie in der Laube! Ihm, ihrem Leo, hatte sie noch nie eine so traute Stunde gegönnt, da war immer Mutter Haugenstein dabei gewesen, wenn er mit Sophie sprechen wollte! Sollte — sollte — —? Aber nein! Leo schämte sich über seinen eigenen Gedanken. Sophie war ein braves Mädchen! Aber wenn jener, der Baron, sich etwa zu viel erlaubte, wer sollte das Mädchen schützen!

So stand Leo halb in Zweifel. Sollte er

sich nicht in die Nähe begeben — und lauschen? Pfui, lauschen! — Oder doch?

Die Eifersucht gab den Ausschlag. Ja, er wollte sich hinüberschleichen, sich hinter den Rosenhecken verbergen, und weh dem Baron, wenn nur ein einziges unrechtes Wort fiel!

Ach, er hatte sich den heutigen Nachmittag so hübsch ausgemalt drunten im tiefen, finsteren Schacht, wie er so glücklich in ihrer Nähe weilen werde — und jetzt mußte er sich verstecken, wie ein Verbrecher, mußte seinem schönen Traume entsagen, weil — weil dieser ungebetene Gast sein Liebchen in Anspruch nahm.

Düster trat Leo also aus dem Hause und schlich sich den Gartenzaun entlang bis zu den Rosenhecken, von welchen die Laube so traut umschlossen war. Dort kauerte er sich nieder und horchte, hier konnte er jedes, auch noch so leise gesprochene Wort deutlich vernehmen.

Der Baron erzählte eben eine anscheinend harmlose Geschichte. Leo fand, daß sich seine Eifersucht merklich abkühlte; schon that er im stillen Abbitte an Prankenfels, den er in anderem Verdachte gehabt hatte.

Sophie neckte den Baron! Wie ungeschickt er die Sottisen abzuwehren suchte, es mußte doch ein rechter Einfaltspinsel sein, dieser Baron! — Ha, was sprachen sie jetzt! Leo hielt den Atem an, sein Herz klopfte stärker.

„Wen würdest du vorziehen, Herzchen," sagte Prankenfels eben, „einen Mann aus dem Volke, oder einen Aristokraten wie mich?"

Der Baron duzte also die Sophie, wer gab ihm das Recht? —

Die Antwort Sophies erfolgte nicht gleich; sie überlegte. Wie sie da überhaupt überlegen konnte; natürlich ihn mußte sie vorziehen, ihn, den Mann aus dem Volk, der es so ernst mit ihrem Glücke meinte!

„Hm," hörte Leo die Sophie erwidern; „ich würde den vorziehen, der mich recht, recht gern hat."

Leo atmete auf.

„Nun, und wenn dich ein vornehmer, reicher Herr recht lieb hätte —" sagte der Baron.

„Ein vornehmer — reicher Herr —" wiederholte Sophie langsam. „Ei, wenn er mir gefiele, ich würde ihn nehmen."

Leo schnellte empor, das Blut wich aus seinem Gesichte, er griff mechanisch nach seinem Herzen — es drohte zu zerspringen.

„Sie würde ihn nehmen!" Grausame Täuschung, wenn er geglaubt hatte, Sophie hätte ihn lieb — er hatte es jetzt gehört: sie würde einen nehmen, der vornehm ist und reich. Ja, das war er, der Leo, freilich nicht! Er war arm! Arm! Und sie wollte einen Vornehmen, einen Reichen! Was galt in ihren Augen sein

Fleiß, seine Rechtschaffenheit, seine Anhänglichkeit, seine Treue — nichts, nichts! Vornehm war er nicht, reich war er nicht — also fahrt wohl ihr Träume von einer glücklichen Zukunft!

So wühlte der peinigende Gedanke in Leos Brust, daß sie einen vorziehen würde, der vornehm wäre und reich, daß sie einen anderen nehmen würde, als ihn, den armen Bergarbeiter, einen anderen — einen Vornehmen, einen Reichen!

Leo knirschte mit den Zähnen, ballte krampfhaft die Hände; es war ihm, als sollte er über den Zaun springen, hintreten vor die falsche Schlange und ihr zurufen: „Jetzt wähle — er oder ich?"

Nein, Thorheit! Sie sollte nicht sehen, was er um sie leiden mußte! Es war zu Ende zwischen ihnen! Sophie sollte sich nur einen suchen, einen Vornehmen, einen Reichen; Leo wollte schon eine andere finden, die mit dem treuen Herzen eines armen, aber braven Arbeiters zufrieden war.

So leise, wie er gekommen, schlich er sich auch wieder fort. Erst, als er vor seines Vaters Hause stand, überlegte er. Hineingehen mochte er noch nicht; er war noch nicht ruhig genug, er wollte spazieren gehen. Hastig wandte er sich und schritt in bitteren Gedanken die Dorfstraße hinab.

Hier kam ihm ein Mann entgegen, Leo achtete nicht auf ihn. Allein jener vertrat ihm den Weg.

„Recht guten Tag, junger Herr Harting," sprach er freundlich; „Ihr geht wohl ins Bergwerk?"

Leo faßte den Sprechenden ins Auge. Ah, das war ja der Mann, der immer so heimlich mit den Bergleuten zu reden hatte.

„Ihr irrt Euch," gab er zur Antwort, „ich gehe spazieren."

„Was?" rief der andere; „ein Arbeiter kann so bequem herumschlendern; meiner Seel', da habt ihr's aber schön hier!"

„Das gerade nicht," gab Leo unwirsch zurück; „das ist mein einziger freier Nachmittag in der Woche. Einmal muß der Mensch doch Ruhe haben, er kann sich doch nicht die Haut vom Leibe schinden wegen der paar Pfennige, die er verdient."

So hatte Leo noch nie gesprochen und gedacht; aber der Groll, daß Sophie einen Vornehmen, einen Reichen ihm vorziehen könnte, zeitigte verderbliche Früchte.

Dem Agitator aber — denn kein anderer war der Mann, der an Leos Seite stand — erschien nichts willkommener als diese Stimmung. Das war das beste Feld für seine Thätigkeit. An der Gewinnung des jungen Harting für seine

Pläne lag ihm sehr viel; denn dieser genoß großes Ansehen unter den Bergleuten und seinem Beispiele würden gewiß viele folgen! Der Agitator faßte also seine Sache geschickt an.

„Ihr habt ganz recht, junger Herr," sprach er bedächtig; „es ist geradezu empörend, wie der Arme heutzutage von den Reichen, den Vornehmen ausgebeutet wird!"

Den Reichen, den Vornehmen! Ha, das war das Schlagwort, das zündend in Leos Herz schlug.

„Die Armen müssen im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten," fuhr jener fort, „und die Mittel herbeischaffen, daß die Reichen in Hülle und Fülle, in Saus und Braus dahinschwelgen können; der arme Arbeiter dagegen darf am Hungertuche nagen."

Der Agitator machte eine Pause und warf einen verstohlenen Blick auf Leos Züge, um den Eindruck seiner Worte abzulesen. Dieser stand nachdenklich mit finsterer Miene da.

„Aber das Volk will jetzt diesem Zustand ein Ende machen," fing ersterer wieder an. „Es rührt sich überall. Alle, die wirklich fürs Volk sind, thun sich zusammen und diese machen es nicht wie die großen Maulhelden, die immer nur schöne Worte und starre Gesetze haben; das Volk will keine Gesetze, es will Brot. Darum muß der Unterschied zwischen arm und reich

aufhören; jeder Bürger ist ein Mensch, und jeder Mensch hat das Recht zu leben, aber keiner soll und darf mehr haben, als er zum Leben braucht. Seht, das ist das Richtige; dann, wenn es so ist, dann wird's schön in der Welt. Da hört das Dienen und Kriechen auf; jeder ist so viel wie der andere, jeder schließt sich an seinen Mitbruder: da giebt's keine Feindschaft, keine Not, keinen sklavischen Gehorsam — mit Einem Wort: die Menschheit ist wirklich frei. Und daß dieser Zustand eintritt, dafür müssen wir sorgen, wir alle, die da knechtisch arbeiten müssen, um anderen das Leben zu versüßen, Leuten, die bloß mit Verachtung auf uns herabsehen, die uns mit Füßen treten, die uns verhungern lassen, wenn wir ihnen nicht zum Nutzen gereichen. Aber es wird schon anders, das Unterste kommt zu oberst; wir, die wir das Brot herbeischaffen, wir haben am meisten zu sagen, wir wollen regieren, nicht uns regieren lassen. Wir haben uns zusammengethan in einen großen Bund, der jene Ziele vor Augen hat, ihnen seine ganze Thätigkeit widmet ohne Hoffnung auf andere Belohnung als die des guten Bewußtseins, der gemeinsamen Wohlfahrt genützt zu haben; alle brav und ehrlich denkenden, geknechteten Arbeiter gehören unserem Bunde an, dessen Wahlspruch ist: „Tod den Reichen — Brot den Armen!“ — Ihr, junger Herr, seid ganz der Mann, der unserer

Sache geneigt sein muß; Ihr seid brav und fleißig, ehrlich und redlich, aber Ihr seid arm und das ist der Fluch. Das ist nichts, junger Herr, das muß anders werden — schließt Euch uns an, Ihr seid würdig, in unsere Mitte aufgenommen zu werden! —“

Der Agitator war zu Ende; Leo aber brütete eine Zeit lang dumpf vor sich hin. Eigentlich sprach ihm der Mann da aus der Seele. Er hatte nur bisher noch nicht darüber nachgedacht, ja, ja — die Vornehmen, die Reichen, die spielten ihnen gar übel mit den Armen! Sie nahmen nicht nur überall den Rahm von der Milch, sie griffen auch schonungslos in die Herzen, sie blendeten auch die Liebste eines Armen, so daß diese sich abwandte von jenem und einen anderen vorzog, einen Vornehmen, einen Reichen! —

Leo hatte seinen Entschluß gefaßt: „Was muß ich thun, um Mitglied Eueres Bundes zu werden?“ fragte er kurz.

„Ihr wollt Euch also aufnehmen lassen,“ rief der Agitator, seine Freude verbergend. „O, da braucht Ihr gar nichts zu thun, als zu kommen. Ihr müßt keinen Beitrag zahlen, höchstens einen ganz kleinen, braucht keine Probezeit durchmachen — kurz, Ihr seid ganz unbehelligt. Kommt nur morgen abends in den „Hirschen“ und fragt nach dem Herrn Grunwald, der bin ich nämlich; ich will Euch dann einführen, und

das genügt. Dort werdet Ihr dann das Nähere erfahren. Aber Ihr müßt über alles, was ich Euch da gesagt habe, strengstes Stillschweigen beobachten; das ist ja das Traurige, daß das Volk im Dunkeln schaffen muß, wenn es gilt, sein eigenes Bestes zu wahren. Also nochmals, seid vorsichtig mit Eueren Worten und kommt nur morgen!"

„Gut, ich komme, verlaßt Euch auf mich!" rief Leo fest und entfernte sich grüßend in der Richtung gegen sein elterliches Haus. —

Der Agitator sah ihm eine Weile nach. Ein höhnisches Lächeln umspielte seine Lippen, als er halblaut vor sich hinsprach: „Der Vogel ist gefangen; die Sache macht sich!" — — —

Fünftes Kapitel.

Anderen Morgens schritt Gottfried Haugenstein ruhelos im Garten seiner Mutter auf und nieder. Der kurze Zeitraum von gestern auf heute hatte noch nicht genügt, dem jungen Manne seine Ruhe völlig zurückzugeben. Er hatte sich gestern bei seinem Waldspaziergang fest entschlossen gehabt, der Liebe zu Hilda zu entsagen, denn wohin sollte sie auch führen? Selbst wenn Hilda

sich ihm zuneigte, selbst wenn ihr Vater, der Graf, ihm gewogen war, so gähnte ja doch eine unüberbrückbare Kluft ihrer Verbindung entgegen: Gottfried war ja, wie die Welt zu sagen pflegt — nicht ebenbürtig! Und dieser Gedanke hatte ihn zu dem Entschlusse getrieben, auf ein Glück zu verzichten, das so schön — ach, so schön gewesen wäre.

So lagen die Dinge gestern abend. Aber als das Frührot heute die Wolken färbte und Gottfried von seinem Lager sich erhebend einen Blick hinauswarf in die freie Natur, da sah er das stolze Schloß oben im Morgenlichte funkeln und seine Gedanken flogen hinauf, sie waren bei ihr — und die Entsagung fiel ihm auf einmal recht schwer aufs Herz. — Sollte er nicht doch einen Versuch machen, sich die glücklichste Stunde seines Lebens zu erobern, ihr Liebesgeständnis zu erringen? Sollte er nicht versuchen, ob dann der Graf nicht einwilligte? Sollte er nicht trotzen gegen den Strom der öffentlichen Meinung, daß nur Adel zu Adel, bürgerlich zu bürgerlich passe? — Ja, er wollte es! —

Jetzt trat die Aufgabe an ihn heran, seinen Vorsatz auszuführen, allein er machte sich Gedanken über Gedanken und zweifelte hin und her. Eines schreckte ihn: bisher hatte er immer fest darauf gebaut, daß ihn Hilda liebe, aber — wenn es nicht so wäre? Wenn er jetzt hinauf=

ging in das stolze Schloß, wenn er seine Augen erhob zu dem hochgeborenen Mädchen, und wenn sie ihn zart, aber entschieden abweisen würde? Nein, das würde Gottfried nicht ertragen. Lieber träumen davon, daß jenes Wesen ihn von allen erkoren habe; dann bliebe sie wenigstens auch fernerhin das Ideal, zu dem Gottfrieds Seele sich freudig hinneigen könnte. —

Er ging also nicht hinauf. Ach, er wußte ja nicht, daß droben am offenen Fenster ein paar Augen so sehnsüchtig ins Thal herniedersahen, ob denn jener nicht des Weges komme, den sie gern erschaut; er wußte ja nicht, daß jene Augen in den „Losen Blättern aus goldenen Tagen" suchten und daß jenes Mädchen leise, aber innig vor sich hin recitierte:

„Du bist eine Sonne
Im herrlichen All;
O gieb mir die Wonne —
Nimm die Qual!" — —

Gottfried setzte seiner Wanderung durch den Garten plötzlich ein Ziel; es fiel ihm ein, daß er gestern versprochen hatte, den alten Harting zu besuchen. Ja, er wollte hinübergehen, wollte sich zerstreuen. Seine Schrift über das „Arbeiterwohl" könnte er da mitnehmen — aber wo hatte er diese hingelegt? Richtig, sie war im Lesezimmer des Grafen liegen geblieben gestern! Schade

— nun, es läßt sich wohl auch ohne sie plaudern.

Nach wenigen Schritten war Gottfried drüben in der Wohnung des alten Obergrubenwarts.

„Grüß' Gott, lieber Herr," hatte ihn dieser empfangen; „denken Sie sich, zum erstenmal kommt heute mein Leo nicht zur gewöhnlichen Stunde nach Hause. Er wird immer um halb neun Uhr abgelöst und war sonst längstens um neun Uhr da, aber jetzt ist es schon zehn. Unglück ist keines geschehen, das müßte mir schon mitgeteilt sein, also weiß ich gar nicht, was es mit dem Jungen ist!"

„Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Harting," sagte Gottfried platznehmend; „vielleicht macht er einen Spaziergang, es ist wirklich schön heute. Übrigens so eine Nachtschicht muß wohl sehr anstrengend sein?"

„Wie die Nachtarbeit überhaupt überall doppelt mühsam ist," versetzte der Obergrubenwart; „allein der Geschäftsgang erfordert es und man muß sich eben dareinfinden. Ich bin von klein auf im Bergwerk, und das ist jetzt mehr als ein halbes Jahrhundert, aber die Anstrengung hat mir nicht im geringsten geschadet, im Gegenteil, mein Körper wurde zäh und widerstandsfähig, ich war noch keine Stunde krank und gedenke meine Rechnung mit dem Leben sobald noch nicht abzuschließen. Zu der Arbeit kam aber in

der Jugendzeit noch gar manche Entbehrung hinzu, denn ich war vollständig auf meinen Verdienst angewiesen und der war zu jener Zeit nicht sehr groß. Aber ich war trotzdem allezeit munter und bester Laune, denn, so dachte ich mir, was sollst du da traurig sein und den Kopf hängen lassen, wenn dir auch der Hunger zu den Knopflöchern herausschaut, 's hilft ja doch nichts! Und so kam ich oft ganz leicht über alle Mühsal des Lebens hinweg, bis es mir allmählich besser ging und ich anfangen konnte, einen kleinen Überschuß zurückzulegen. Jetzt bitte ich Sie, bester Herr Gottfried, vergleichen Sie meinen Lebensgang, meine Gesundheit und Rüstigkeit, meinen Frohsinn und Zufriedenheit mit den entsprechenden Zuständen so eines viel beneideten und von der thörichten Menge als der Glücklichste geschätzten Schwelgers! Dieser geht der Arbeit sorgsam aus dem Wege, er fürchtet sich vor jedem Luftzug, traut sich bei Regenwetter nicht auf die Straße, schließt Thür und Fenster, wenn es ein wenig kalt wird, und läßt einheizen, im Winter sieht man ihn nur im schwersten Pelz und da fröstelt ihn noch; jede Krankheit flieht er wie ein Gespenst und ist trotzdem immer kränklich. Es mundet ihm die feinste Speise nicht, der Wein behagt ihm auch nicht; er schickt zum Arzt, denn er muß ja doch krank sein. Dieser schüttelt den Kopf, verordnet dies und das, vor allem mehr

Bewegung in frischer Luft, läßt sich dann gehörig bezahlen und geht wieder, aber dem Patienten ist immer noch nicht recht wohl und er wird auch nicht gesund. Mürrisch und sich selbst zum Ärger führt er ein jämmerliches Dasein — und darum beneidet ihn die blinde Menge, die das Glück des Menschen immer nur nach seinem Säckel bemißt — o, diese Thoren! —"

„Sie haben vollkommen recht, Herr Harting," erwiderte Gottfried, „jene Unzufriedenen sollten lieber für Weib und Kind sorgen —"

„Ja, das ist auch so ein Punkt," unterbrach der Obergrubenwart; „da sind die Jungen kaum flügge und verdienen sich ein paar Mark, dann meinen sie gleich, es muß schon ein Hausstand gegründet werden. Der Himmel hängt ihnen voller Geigen, ein Mädchen findet sich im Handumdrehen, nun, wenn sie auch arm ist, das thut nichts — „wir können ja arbeiten" heißt es. Aber dann, wenn die Flitterwochen vorbei sind, wenn die Not an die Thüre pocht, wenn dann die Sorgen für die Kinder daher kommen, dann — —"

In diesem Augenblicke trat Leo ein; er blieb etwas betroffen stehen, als er Gottfrieds ansichtig wurde, faßte sich aber rasch und zog sich mit kurzem Gruße in eine Fensternische zurück.

Der alte Harting war verstummt und hatte seinen Sohn scharf ins Auge gefaßt: „Na,

Junge," sagte er dann, „wo kommst denn du her so spät?"

Der Angeredete trommelte nachlässig an die Fensterscheiben und sah sich nicht nach seinem Vater um, als er erwiderte: „Ich habe mir ein Glas Bier gekauft im Hirschen."

„So," meinte der Vater gedehnt. „Nun, mir soll es recht sein; aber ich möchte dir nicht raten, dies zur Gewohnheit werden zu lassen. Und dann — im „Hirschen" verkehren, so viel ich weiß, nicht gerade die besten Elemente. Wie kommst du denn dahin?"

„Der Herr Grunwald ist mir heute früh begegnet und hat mich eingeladen."

„Welcher Herr?"

„Der Herr Grunwald; das ist der Herr, welcher Studien hier macht über die Bergwerksverhältnisse."

Der alte Harting und Gottfried wechselten einen raschen Blick des Einverständnisses.

„Nun," frug der Vater, „wie hat er sich denn ausgesprochen?"

Leo schwieg.

„Du kannst offen reden, Leo," sagte der Alte; „der Herr Gottfried interessiert sich sehr dafür."

„Nun," gab Leo finster zurück, „er meinte, die Arbeiter sollten besser bezahlt und nicht bis aufs Blut abgequält werden!"

„Und was sagtest du darauf?“ forschte der Vater.

„Ich — sagte, er habe vollkommen recht!“ entgegnete Leo trotzig.

Der alte Harting schnellte von seinem Sitze empor. „Wie?“ rief er donnernd; „so steht es mit dir? Wo hatte ich denn nur meine Augen!“

„Ich bitte, beruhigen Sie sich, Herr Harting,“ beschwichtigte Gottfried; „das kann nicht Leos Ernst sein.“

„Dann überzeugen Sie sich, Herr Gottfried,“ bat der Obergrubenwart; „ich muß leider an die Arbeit, sonst hätte ich mir schon selber Zeit dazu genommen. — Merk’ dir, Leo, wir haben das letzte Wort in dieser Sache noch nicht gesprochen! —“

Als sich der alte Harting entfernt hatte, ergriff Gottfried seinen Stuhl und rückte an Leos Seite.

Dieser saß noch immer in der Fensternische und blickte starr in die sonnige Landschaft hinaus. Ja, draußen war es so heiter, aber drinnen in seiner Brust war es so finster geworden — seit gestern. Und mochten die da sagen, was sie wollten, Grunwald hatte doch recht: die Vornehmen und die Reichen waren schlecht und verdienten ihr glückliches Los nicht, sie sollten nur auch arbeiten, wie die anderen, die Armen, und sollten ihnen wenigstens nicht das Herz zerfleischen,

ihnen nicht ihr Liebstes rauben! Das war Leos Meinung geworden seit gestern, davon wollte er nicht mehr abgehen. Aber daß er sich so unvorsichtig verhalten, sich so schnell verraten hatte, das bereute er jetzt doch ein wenig, wenn es auch nicht mehr zu ändern war.

Gottfried sah wohl, wie es zuckte in Leos Gesicht; er las in diesen bleichen Zügen, daß ein schwerer Kummer dem jungen Manne auf der Seele lastete.

„Leo," sagte er weich, „wir zwei sind alte Schulkameraden, und ich habe ein teilnehmendes Herz für dich. Ich sehe dir an, daß dir etwas weh thut im Gemüt, vertraue dich mir an, ich kann dir vielleicht helfen!"

Leos Atem ging schneller. Der Mann da, der neben ihm saß, war ja auch ein Reicher, ein Vornehmer, und der wollte ein Herz haben für ihn, den Armen?

„Ich brauche keine Hilfe!" stieß er rauh hervor.

„Das heißt, du willst keine! Warum nicht, Leo?"

„Weil du ein Reicher bist, ein Vornehmer, der gerade so denkt, wie die anderen!"

„Du irrst dich, Leo! Sprich nur offen zu mir!"

Allein dieser machte nur eine abwehrende Handbewegung und versank wieder in tiefes

Nachsinnen. Sollte er sich wirklich dem Gottfried anvertrauen, sollte er ihm einen Blick gönnen in sein zerrissenes Herz? Es war ja nicht zu leugnen, daß jener immer freundlich gegen ihn gewesen, vielleicht meinte er es wirklich gut! Sollte Leo dem vornehmen Herrn da die lustige, traurige Geschichte erzählen von einem verliebten, armen Narren und von — Gottfrieds Schwester? — Leo lachte kurz auf; ja, er wollte ihn einweihen, wollte sehen, was Gottfried darauf sagen würde! — Er suchte nach den richtigen Worten.

„Gottfried," stieß er abgebrochen hervor; „ich will dir etwas sagen. Ich — ich liebte still, aber innig ein munteres Mädchen. Sie schien mir nicht abgeneigt. Ich glaubte mich wiedergeliebt. Ich malte mir mein Glück schon recht schön aus. Aber sie täuschte mich, sie dachte nicht an mich. Ich hörte einmal, zufällig, wie sie sagte, sie würde einen Reichen, einen Vornehmen vorziehen. Dieses Wort stieß mir das Messer in die Brust. Ich warf einen Haß auf alle Vornehmen und Reichen. Ich fiel dem Agitator Grunwald in die Hände, der mich in einen Geheimbund aufnahm. — Das ist meine Geschichte! —"

„Armer Freund!" versetzte Gottfried teilnahmsvoll. „Ja, ich begreife dich wohl; aber wie konntest du eine vielleicht scherzhaft gemeinte Redensart deines Mädchens für Ernst halten!"

Leo lachte, aber das Lachen klang rauh.

War es denn nicht zum Lachen, daß der Bruder unbewußt die eigene Schwester in Schutz nahm.

„Dann hast du noch nie geliebt, Gottfried,“ sagte er bitter; „du weißt nicht, wie das brennt, wenn dein Mädchen, das du behüten möchtest wie dein eigenes Leben, mit einem anderen schäckert, einem Vornehmen, einem Reichen, und ihm zu verstehen giebt, sie würde einen solchen einem Armen vorziehen!“

„Dieser Arme bist also du?“

„Ja.“

„Und das Mädchen?“

„Ist — — deine Schwester!“

„Leo! — —“ Gottfried schien ihn mit seinem Blicke durchbohren zu wollen, aber dieser hielt ihn aus.

„Und — der andere?“ fragte Gottfried tonlos.

„Ist — Baron Prankenfels!“

Die beiden Freunde saßen sich Aug in Auge wortlos gegenüber. Leo fühlte eine Art Erleichterung, es war ihm, als hätte er Rache genommen für seine, wie er glaubte, verschmähte Liebe. — Gottfried seinerseits suchte die Fassung wieder zu gewinnen.

„Also, du liebst meine Schwester?“

„Ich habe sie geliebt.“

„Und jener Prankenfels —?“

„Stattete ihr gestern einen Besuch ab, führte

sie in die Laube, erzählte ihr Geschichten und so weiter, und dabei fiel das verhängnisvolle Wort."

„War Prankenfels schon öfter da?"

„Gewiß; schon im Frühjahr sah ich ihn ein paarmal."

„Richtig, er erzählte mir davon. Doch, eine andere Frage: Hast du dich meiner Schwester schon erklärt?"

„Nein, nicht ausdrücklich; aber sie mußte es merken, daß ich ihr zugethan sei."

„Das allein genügt nicht. Sie hat dir ihre Liebe nicht versprochen, also hattest du auch kein Recht darauf. Du kannst ihr darum jene Bemerkung gar nicht übel nehmen!"

Leo wurde stutzig. „Aber sie ärgerte mich," sagte er etwas kleinlaut.

„Das ist noch lange kein Grund, deshalb die ganze Liebe über Bord zu werfen. Jedoch, das ist deine Sache. Ich möchte nun wissen, wie du jenes Wort in Erfahrung gebracht hast."

„Ich hatte mich hinter den Rosenhecken verborgen und lauschte," erwiderte Leo mit einiger Beschämung; seine ganze Handlungsweise erschien ihm mit einem Male doch etwas übereilt und kleinlich. „Es war wohl nicht ganz recht von mir," setzte er deshalb hinzu.

„Das ist wiederum deine Sache," war Gottfrieds Antwort. „Du hörtest aber sonst kein einziges, unrechtes Wort?"

„Nein!“

„Gut; und du ließest dich von dem Agitator ködern?“

Leo schwieg.

„Obwohl du grundlos eifersüchtig geworden,“ fuhr Gottfried fort, „fügtest du zu der einen Thorheit noch eine andere! Doch, es ist geschehen. Bist du in die geheimen Pläne des Bundes eingeweiht?“

„Noch nicht.“

„Leo, wohin soll das führen?“

Ja, wohin sollte das führen? Das war die Frage, die sich Leo heute nacht tief unter der Erde auch schon im geheimen vorgelegt hatte.

Gottfried sah, wie Leo mit einem Entschlusse kämpfte, und er benützte diese Regung des Gewissens, um seinen Freund von der gefahrdrohenden Bahn des Verderbens zurückzureißen.

„Du hattest doch sonst immer einen hellen Verstand, Leo,“ begann er deshalb; „ist es denn möglich, daß eine flüchtige Stimmung dich so ganz umnachten konnte? Was mag dir der Agitator vorgespiegelt haben! Er wird dir das alte Klagelied vorgesungen haben von der Ungerechtigkeit des menschlichen Schicksals, von dem Gegensatze zwischen reich und arm. Ja, ich frage dich: wie viele giebt es denn auf Erden, die wir reich nennen können? Verschwindet diese Zahl nicht unter denen, die minder bemittelt sind, wie

ein Tropfen im Meere! Und da wollen jene Thoren, daß das Vermögen auf alle ausgeglichen werde! Was ist die Folge? Niemand wird mehr so viel Kapital allein besitzen, daß er ein größeres Geschäft betreiben kann, die Arbeit würde also mit einem Schlage eingestellt werden müssen; der Handel, der Verkehr überhaupt würde darniederliegen, der Austausch der Produkte unmöglich gemacht, eine grenzenlose Not würde eintreten und das Recht des Stärkeren wäre an der Tagesordnung. Alle rühmlichen Errungenschaften der letztverflossenen Jahrhunderte wären vernichtet, wir stünden bei der Naturalwirtschaft, die uns gegenwärtig ein längst überwundener Standpunkt ist. Dann würden jene Unzufriedenen sich aufs neue unglücklich fühlen, sie würden wieder um Hilfe schreien und alles Heil vom Staate fordern, den sie so frevelhaft zertreten. Ein Versuch würde gemacht, und alles Vermögen käme in die Hand des Staates; dieser würde die Arbeit verteilen und alle seine Bürger wären nichts als rechtlose Maschinen. Der Lohn würde für alle diese „Staatsarbeiter" der gleiche sein, ohne Unterschied, ob geistig oder körperlich, fleißig oder faul, nützlich oder erfolglos gearbeitet wird! Soll das die vielgepriesene Freiheit sein? Wie soll geistige und körperliche Arbeit je sich gleich stehen, wie soll der erste Minister sich nicht von dem letzten Holzhacker unterscheiden!

Wo wäre die Begeisterung für ein solches Vaterland? Gäbe es da noch Dichter, welche es verherrlichen, gäbe es noch Künstler, welche ihm ihren Griffel leihen möchten? Grausame Verblendung eines gedankenlosen Volkes, welches übermütig sein eigenes Glück mit Füßen tritt! Wie würde es seufzen in jenen Ketten, wie sehnlich würde es die Rückkehr zu den gesegneten Zuständen wünschen, die es hohnlächelnd durchbrochen hat! —"

In Leos Antlitz spiegelte sich der Eindruck von Gottfrieds ernsten Worten deutlich wieder. Unverwandten Auges blickte er seinen Freund an, der ihm mit fürchterlicher Wahrheit die Zukunft entrollte. Nein, so sollte es nicht werden, bei Gott nicht! Wenigstens wollte Leo seine Hand nicht zur Verwirklichung solcher Aussichten bieten.

„Gottfried," rief er bewegt aus, als jener geendet hatte, „mich schaudert jetzt vor meinem eigenen Leichtsinn. Ja, ich habe gefehlt, ich will alles wieder gut machen!"

„Ich wußte, daß du ein ehrliches Herz hast, Leo; laß' dich nicht mehr in das Garn der Bösen locken!"

„Nein, nein; ich breche sofort mit jenen Gesellen!"

„Halt!" rief Gottfried überlegend, „nicht zu rasch! Es kommt mir gerade gelegen, daß

du jene Versammlungen besuchen kannst. Wir benützen das, um dem Treiben jener Individuen auf die Spur zu kommen. Du kannst dir ein großes Verdienst um den Staat erwerben, wenn du sie behorchen willst und mir dann mitteilen, was sie alles reden und planen. Für deine Person stehe ich bei den Behörden ein, wenn es etwa einmal eine Überraschung geben sollte. Bist du einverstanden?"

„Ich stehe dir vollkommen zu Willen, Gottfried," erwiderte Leo; „und jetzt danke ich dir für meine Rettung, ohne dich wäre ich blindlings ins Verderben gerannt. Vielleicht kommt eine Zeit, da ich dir deine Freundschaft wiedervergelten kann!"

„Es war meine Pflicht, dich auf den richtigen Weg zu führen, Leo; bleibe brav, wie bisher, dann kannst du auch meine Schwester glücklich machen."

„O, ich habe ihr viel abzubitten!"

„Weiß sie um deinen Zorn?"

„Glücklicherweise nicht!"

„Sie soll es auch nicht erfahren, es ist besser für euch beide. Aber ich habe jetzt etwas anderes mit ihr zu besprechen. Also, beruhige deinen Vater wieder, Leo, teile ihm meinen Wunsch mit, und was du mit meiner Schwester zu reden hast, wirst du selbst wissen. Leb' wohl! —"

Gottfried drückte seinem Freunde, der ihn

bis vor die Hausthüre geleitete, warm die Hand, dann schritt er langsam seiner Wohnung zu. Seine Gedanken beschäftigten sich jetzt mit Prankenfels. Was wollte dieser von seiner Schwester? Für Gottfried war es nicht schwer zu erraten, aber Sophie, das unerfahrene Mädchen, durchschaute wohl die Schliche des Bösewichts nicht; er mußte sie brüderlich warnen.

„Sophie, komm' auf mein Zimmer," sagte er beim Eintreten zu ihr; ich muß dich etwas fragen."

„Sofort, lieber Friedl! — —"

„Nun, Sophie," begann Gottfried, dort angekommen; „sage mir einmal: war vielleicht gestern nachmittag ein Herr da?"

„Ach, richtig, Friedl, freilich; Herr Baron Prankenfels war da, er wollte dich besuchen."

„Mich?"

„Ja, und als du nicht kamst, trug er mir auf, dir mitzuteilen, der Herr Graf wünsche, du möchtest recht bald wieder hinauf kommen, weil er über deine Schrift vom „Arbeiterwohl" sich mit dir besprechen will."

„Schön; aber was wollte der Baron von dir?"

„Von mir? — Ei — nichts; er plauderte mit mir, weil er auf dich warten wollte."

„So; und du gingst mit ihm in die Laube?"

„Ja, gewiß; aber woher weißt du denn das alles?“

„Der Leo drüben erzählte mir davon.“

„Leo? —“ Sophie steckte ihr Näschen tief in den vor ihr stehenden Blumenstrauß; aber ihr sanftes Erröten entging dem Gottfried keineswegs.

„Ja, der Leo,“ wiederholte er; „ich wollte, er hätte es nicht gesehen; denn was wird er sich von dir denken!“

„Warum, Friedl?“

„Aber ich bitte dich, Sophie, wie kannst du denn mit dem Baron dich ganz allein in die Laube setzen, da hätte doch Mutter oder ich dabei sein sollen!“

Gottfried sprach die Worte nicht so weich, als er es beabsichtigt hatte, und Sophie fand darum einen herben Tadel ihres Benehmens heraus. Ganz unwillkürlich traten ihr die Thränen in die Augen — Hatte sie denn ein Unrecht begangen? Nein, das nicht; aber — es war doch nicht alles in der Ordnung. Ja, der Friedl hatte recht; sollte sie sich gefallen lassen, daß der Baron immer „du“ zu ihr sagte, wenn er allein mit ihr war? Hatte er sie nicht gar einmal küssen wollen? Und — der Schmuck? —

Sophie nestelte noch eine Zeit lang an ihrer Schürze herum, dann wandte sie sich zögernd an ihren Bruder mit der Frage: „Du — Friedl —,

soll ich mir gefallen lassen, daß — daß der Baron — immer „du“ zu mir sagt?“

Gottfried wollte schon aufbrausen, aber er biß schnell die Zähne übereinander und ließ die Wallung vorübergehen.

„Nein, liebe Sophie,“ sagte er dann gütig, „das sollst du nicht, du bist kein gewöhnliches Mädchen, das man wie einen Dienstboten behandeln darf!“ —

Der guten Sophie drang aber der milde Vorwurf ihres Friedl nicht minder tief ins Herz. Sie haschte nach seiner Hand und sie fühlte wohl, daß diese zitterte.

„Verzeih' mir, Friedl, ich meinte, weil der Baron so ein vornehmer Herr ist,“ sagte sie weinerlich, „wäre das nichts Besonderes; der Herr Graf oben sagt ja auch immer „du“ zu mir. Aber ich will dir noch mehr vertrauen, Friedl. Ach, ich hätte es dir schon lange sagen sollen oder der Mutter, aber ich habe mich immer gefürchtet. Einmal, da — da — —“ sie schluchzte, und die Worte wollten ihr nicht aus der Kehle.

Gottfried war totenblaß geworden; was sollte er hören? „Sprich nur, Schwester!“ brachte er mühsam hervor.

„Da — da kam der Baron und — und übergab mir einen Schmuck, ein Korallenhalsband; ich wollte es freilich nicht nehmen — aber

er fuhr davon, und ich konnte es ihm noch nicht zurückstellen."

„Das besorge ich," rief Gottfried; „aber nur weiter, Schwester!"

„Weiter habe ich nichts mehr zu sagen."

„Wirklich?"

Sophie schaute ihren Bruder überrascht an. „Ja," sagte sie dann entschlossen, „von dem Baron kann ich dir schon noch etwas sagen —"

„Also —"

„Er hat mich einmal — küssen wollen!"

„So so; hm, warum sagst du mir das alles erst so spät?"

„Ach, ich meinte damals, es wäre nur Scherz!"

Gottfried konnte sich eines leichten Lächelns nicht erwehren. Ach, diese reine, unschuldige Seele; wahrhaftig es war Zeit, daß Gottfried die feinen Maschen des Netzes zerriß, die sie zu umgarnen drohten! Er zog sein Schwesterchen an sich, sah ihr recht lieb und gut in die Augen und flüsterte ihr zu:

„Weine nicht, herziges Schwesterlein, deine Fehler sind nicht so schwer, sind schon alle verziehen; aber jetzt hole mir den Schmuck, damit ich ihn dem Baron zurückgeben kann!"

„O du guter Friedl," gab Sophie schmeichelnd zurück und trocknete eilig die Tropfen aus den Augen; „nein, wenn ich dich nicht hätte,

möchte ich gar nicht auf der Welt sein. Gleich bin ich wieder da! —"

Sie sprang fort, den Schmuck zu holen. In Gottfrieds Miene malte sich jetzt ein anderes Bild! Den Mund fest geschlossen, die Augenbrauen finster zusammengezogen, stand er mit verschränkten Armen da. Ei, der Baron war ja äußerst liebenswürdig gegen seine Schwester! Gottfried mußte ihn doch einmal um den Grund fragen! Und damit wollte er nicht lange warten; gleich wollte er ins Schloß hinauf und ihn aufsuchen. —

Sophie trat wieder ein und überreichte das bewußte Kästchen. Gottfried öffnete es und besah das wertvolle Geschmeide.

„Nun, liebe Schwester," fragte er lächelnd, „es thut dir wohl sehr leid, daß du den Schmuck nicht behalten und tragen darfst?"

„Nein, nein," wehrte diese; „ich will nichts wissen davon!"

„Das freut mich, Sophie; ich will ihn dir schon ersetzen. Aber merke dir: Das sind nicht die rechten Geschenke, bei denen sich der Geber ganz eigene Gedanken macht. Frage dich nur immer: Warum schenkt der mir etwas? und danach richte dich! — Jetzt will ich hinauf —"

„Willst du nicht vorher zu Tische gehen, Friedl?"

„Ach so — ja, sage der Mutter, daß ich

sogleich erscheinen werde. Ich will dem Baron dann nachmittags seinen gestrigen — „freundlichen“ Besuch erwidern!“ — — —

Sechstes Kapitel.

Weniger an ein Zusammentreffen mit Hilda denkend, als an die Begegnung mit dem Baron, war Gottfried nach raschem Gang im Schloß angekommen. Er fragte nach Prankenfels; man gab ihm zur Antwort, dieser sei mit dem Herrn Grafen ausgeritten, Komtesse Hilda jedoch sei zurückgeblieben, sie befände sich im Park.

Gottfried gab sich mit diesem Bescheide zufrieden und wollte die Rückkehr des Barons abwarten. Sollte er inzwischen vielleicht ins Lesezimmer hinaufgehen und seine Broschüre über das „Arbeiterwohl“ wieder zur Hand nehmen oder — sollte er in den Park gehen und — Hilda aufsuchen? Er sah sich unerwartet in einem bösen Dilemma. — Hilda aufsuchen? Heute früh, daheim im Garten, hatte er ja darauf verzichtet, um ihr Herz zu werben, er wollte ja nur träumen, daß sie ihm gewogen, er wollte sich selbst täuschen, wenn es in Wirklichkeit nicht so war! Aber jetzt — —?

Ohne sich eigentlich über seinen Willen recht klar zu sein, schlug er die Richtung nach dem Parke ein. Er wollte sie wenigstens sehen, vielleicht nur aus der Ferne, oder vielleicht doch ansprechen? Warum nicht? Konnte er denn jetzt so plötzlich ihre Gesellschaft meiden, weil er gestern gewagt hatte, ihr zu sagen, sie sei sein Ideal gewesen? Ach Gott, war denn das etwas Beleidigendes? Er wollte ihr eben sagen, alle Dichter hätten so ein Ideal, das wäre gar nichts Besonderes. Seine Liebe aber, die wollte er tief, tief vergraben in seinem Herzen. Hilda durfte nie, gar nie erfahren, daß er heiße Gefühle für sie hege — nein; um ihre Freundschaft wollte er sie bitten und äußerlich ein treu besorgter Freund sein; still da drinnen aber in seiner Brust wollte er sie lieben — innig — ewig!"

Mit diesem endgültigen Entschlusse trat er in die Kastanienallee ein. Wohin sollte er seine Schritte lenken, um sie zu finden? Vielleicht hin zu der Bank unter der Buche? —

Des Herzens Stimme hatte ihm den richtigen Weg gewiesen. Hilda saß an ihrem Lieblingsplätzchen und sah träumerisch vor sich hin. Ihre Gedanken waren bei — ihm; seine Lieder lagen aufgeschlagen vor ihr und es jubelte aus allen seinen Worten der süße Ruf ihr entgegen: „Das bist du!" „du bist sein Ideal!"

Sie griff wieder nach dem Büchlein und las mit halblauter Stimme:

Lockung.

Liebchen, komm' mit!
Weit über Thal und Hügel,
Fort mit des Sturmes Flügel —
Liebchen, komm' mit!

Säume doch nicht!
Möchtest du glücklich sein?
Glücklich mit mir allein?
Säume doch nicht! —"

Ach, wie ihr dieses Flehen zu Herzen drang! — Sie las weiter:

Morgengruß.

Der Morgen goldet
Bald über deinem Haus;
Ich harre stille
Vor deinem Fenster aus.

Wenn du es öffnest
Im zarten Frührotschein
Siehst du den Sänger
Und du erfreust dich sein.

Und ich, ich singe
Und sag' dir's kosend hin,
Daß ich so glücklich,
So überglücklich bin! —"

Von hier sprang der Dichter plötzlich zu tief empfundener Trauer über. Es folgte nämlich das Gedicht:

Zum Abschied.

„Nun willst auch du mich hassen,
Auch du willst mich verlassen?
Hast du es nie gefühlt,
Was meine Seele wühlt?
Kannst du den Schmerz ermessen
Des einen Worts: „Vergessen!"?"

„Vergessen!" wiederholte Hilda leise, „vergessen!" — —

„Gnädigste Komtesse, ich störe wohl?"

Hildas Blick flog auf — Gottfried stand vor ihr! Siedend heiß schoß ihr das Blut in die Wangen; umsonst war all ihr Bemühen, unbefangen zu erscheinen.

Gottfried merkte nur zu sehr, was in ihr vorging, aber — er wollte standhaft sein. Mit anscheinend gleichgültigem Tone fuhr er fort: „Da ich aber sehe, daß es meine Gedichte sind, so dürfte die Störung nicht zu groß sein!"

„Sie irren, Herr Geheimrat," gab Hilda immer noch etwas verwirrt zur Antwort; „jedoch der Person des Autors nehme ich die Störung nicht übel. Bitte, wollen Sie Platz nehmen?"

Gottfried folgte dankend der Einladung. „Es soll mich sehr freuen," sagte er, „wenn ich

Ihnen, gnädigstes Fräulein, einige angenehme Stunden durch mein Büchlein bereite."

„Das ist in der That der Fall," erwiderte Hilda. „Ich hoffe doch, daß Herr Geheimrat die Feder nicht liegen lassen."

„Ja, gnädigste Komtesse, ich arbeite hin und wieder an lyrischen Gedichten, wie eben die Stimmung ist. Es bedarf hierzu immer einer gewissen anregenden Empfindung, eines eingehenden Hineindenkens in die Situation."

Gottfried hielt inne; das Gespräch drohte eine gefährliche Wendung zu nehmen — er wollte ablenken.

„Wenn man auf die heutige Literatur einen Blick wirft," fuhr er fort, „so begegnet man häufig einem Mangel in diesem Punkte. Eine ganze Klasse von Dichtern — die sogenannten Realisten — belieben uns das Gegenteil von dem zu bieten, was man anziehend nennen kann. Der Erfolg ist dann der, daß wir uns mit Schaudern abwenden von den Bildern, die sie uns als die „Wahrheit" vor Augen führen. Sie verkennen eben den Zweck der Dichtkunst. Dieser liegt nicht bloß darin, daß der moralisch im Niedergang begriffenen Zeit der Spiegel vorgehalten werde; denn die Mehrzahl im Publikum versteht diese Absicht nicht und sieht nur auf die lockeren Seiten solcher Werke. Nein; die Dichter sollten sich auch bemühen, das Volk aus

dem eintönigen Alltagsleben mit seinen vielen Schattenseiten herauszuführen, es zu höheren Gedanken zu erheben, zu veredeln. Die „Realisten“ aber erreichen thatsächlich das Gegenteil, sie verrohen das Volk. Ich für meinen Teil halte auch hier, soviel in meinen Kräften liegt, gegen den Strom!“

„Daran thun Sie recht, Herr Rat; jene Dichter aber werden sich eben selbst nicht über das Niveau ihrer Umgebung erheben können.“

„Ach Gott, nichts leichter als das!“

„So sprechen eben Sie, weil es Ihnen leicht erscheint.“

„Aber die Kunst, sich für Ideale zu begeistern, ist doch wahrhaftig nicht schwer; sie ist jedem Menschen, möchte ich sagen, angeboren. Man muß sich eben jene glücklichen Zustände recht eingehend ausmalen, gerade als ob man sie wirklich durchlebte!“

„Selbst wenn sie nie eintreten werden?“

„Auch dann! —“

Eine kleine Pause trat ein, jedes der beiden hing seinen Gedanken nach. —

„Glauben Sie nicht, Herr Rat,“ begann Hilda zuerst, „daß die Ideale der Dichter der Wirklichkeit gar zu fern gerückt sein können?“

Gottfried war über Beantwortung dieser Frage augenblicklich in Verlegenheit. Hilda spielte offenbar auf sich an.

„Teilweise kann das möglich sein,“ erwiderte er ausweichend.

„Nur teilweise?“

„Nun, es könnte wohl ein Dichter den Fehler begehen, daß das ideale Wesen, das er besingt, weit über die Sphäre des Irdischen hinaus ist.“

„Diesen Fehler begingen Sie, Herr Geheimrat. Ihr Ideal ist zu weit über die Wirklichkeit hinaus!“

Hildas leiser Vorwurf schmerzte Gottfried sehr. Sie glaubte wohl, er hätte ihr nur schmeicheln wollen mit dem Geständnis, daß sie sein Ideal gewesen! Das durfte er nicht zugeben.

„Es ist kein Wort zu viel in meinen Liedern,“ entgegnete er nicht ohne Bewegung; „damals, als ich sie gesungen, kannte ich nur mein Ideal, nicht die Wirklichkeit; und jetzt — kenne ich nur mehr die Wirklichkeit, denn sie deckt sich mit dem Ideal!“

Hatte er nicht zu viel gesagt? Hilda fühlte es, was er ihr verschweigen wollte; aber sie wollte mehr, sie wollte es hören!

„Sie können auch schmeicheln, Herr Rat?“ sagte sie. „Das wußte ich noch gar nicht!“

Gottfrieds Erregung wuchs. Hilda zweifelte also, daß er sie lieben könnte! Nein, das sollte sie nicht, sie sollte ihn nicht verkennen!

„Es ist meine innerste Überzeugung,“ rief er mit bebender Stimme, „daß Sie mein ein=

sames Dasein zu dem schönsten der Erde gestalten könnten, aber — natürlich — —;" er verstummte.

„Warum vollenden Sie nicht?" hauchte Hilda.

Gottfried horchte überrascht auf. Sollte sie ihn wirklich nicht verschmähen?

„Wie könnte ich, der Bürgerliche, der unscheinbare Lehrerssohn, es wagen, meine Augen zu der stolzen Tochter eines Grafen zu erheben!"

„Aber, wenn es so wäre — —"

Gottfrieds Fassung war zu Ende. Er lag vor ihr auf den Knieen, seine Hand suchte zitternd die ihre — —

„Hilda," rief er in seliger Vergessenheit, „wäre es möglich?"

„Und wenn es so ist — —?"

„Dann — ja dann," jubelte Gottfried aufspringend und sie stürmisch an sich pressend; „dann bin ich der Glücklichste unter der Sonne!" — — —

Diese Scene hatte einen sehr überraschten Beobachter — es war Baron Prankenfels, der hinter einem Fliederbusche stehend das glückliche Paar regungslos anstarrte. Er war soeben von seinem Spazierritt mit dem Grafen zurückgekehrt, wollte Hilda nun mit seiner Aufmerksamkeit beehren und — fand sie in den Armen eines anderen! — Seine Sinne täuschten ihn doch nicht? Er rieb sich die Augen, aber das Bild blieb das

alte. Der Mann, der Komtesse Hilda umschlungen hatte und sie jetzt gar küßte, war und blieb der Geheimrat Haugenstein! Also darum hatte sie ihn, den Baron, immer so kühl behandelt? Natürlich!

Prankenfels sah mit einem Male seine sämtlichen hochfliegenden Pläne gesunken, alle seine Luftschlösser zerstört, die er an den Besitz Hildas, besser gesagt, ihrer reichen Mitgift gereiht hatte. Um seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, war ihm die Heirat mit der Komtesse als einziger Rettungsanker erschienen; er hatte nicht den leisesten Zweifel an der Realisierung dieses Projektes gehegt, daraufhin lustig in den Tag hineingelebt, neuen Kredit erhalten, sich in neue Schulden gestürzt — und jetzt? Mit der Gewißheit, daß sie diesen Haugenstein da liebte und mit Kenntnis ihres starken Eigenwillens war alles mit einem Schlage zu Ende.

Ohnmächtige Wut, die an Raserei grenzte, erfüllte den Baron; nur seine angeborene Feigheit hielt ihn zurück, sich auf Gottfried zu stürzen und ihn von der Seite der Komtesse zu reißen. Aber hier länger unthätig stehen bleiben und sich am Glücke eines anderen ärgern wollte er auch nicht. Er verließ ungesehen, wie er gekommen, seinen Platz hinter dem Fliederbusche, eilte die Kastanienallee zurück ins Schloß und stürmte hinauf in das Lesezimmer. Hier war

er allein, hier konnte ihn niemand beobachten. Jetzt verzerrte sich seine Miene zu einer häßlichen Fratze, seine Wangen glühten, seine Augen rollten unstät hin und her.

Sein einziger Gedanke war: Rache! Er wollte sich rächen an ihr, an ihm, an dem Grafen, an Sophie, an der ganzen Welt! Sie sollten es teuer büßen, daß sie ihn an den Rand des Verderbens gebracht hatten. Sein sonst träges Blut kreiste jetzt schneller, seine sonst matte Denkkraft reckte sich — er sann und sann.

Sollte er Gottfried zum Zweikampf fordern? Nein, nein, der Baron wollte sein teures Leben nicht aufs Spiel setzen. Oder sollte er den Grafen hinunterführen in den Park, sollte er mit dem Finger hindeuten auf seine mißartete Tochter, auf den frechen Buhler? Ach was, wozu sollte diese kleinliche Rache führen! Von dem Grafen war ja auch alles mögliche zu erwarten; der war ebensowenig ein richtiger Aristokrat, wenn er eine solche Tochter haben konnte, die sich einem Bürgerlichen, einem Staubgeborenen in die Arme warf!

Da fiel der Blick des Barons auf Gottfrieds Broschüre über das „Arbeiterwohl". Mit einem raschen Griff raffte er sie an sich. Sollte er sie zerreißen, vernichten? Nein, das wäre geradezu kindisch! Seine Rache sollte tiefer gehen, sie sollte schweres Unheil bringen über jene Per-

sonen, die ihm so schnöde mitgespielt hatten — wartet nur!

Der Baron schritt ruhelos im Gemache auf und nieder, er konnte zu keinem rechten Entschlusse kommen; nein, so ging es nicht! Er mußte kühler überlegen, Also — wie war dieser verhaßte Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen? Ja, das war der richtige Gedanke! Warum liebte Hilda jenen Haugenstein eigentlich? Vielleicht, weil er schön war —? Unsinn! — Vielleicht, weil er geistreich war —? Warum nicht gar! — Oder, weil er eine hohe Stelle bei Hof einnahm, weil er die rechte Hand des Königs war, weil er eine glänzende Zukunft vor sich hatte? — Ah, ja — das wird der Grund sein! Natürlich, er, der schlichte Landedelmann, ein Baron Prankenfels nur und Titularkammerjunker, was war das im Vergleiche zu einem wirklichen, vortragenden Rat und geheimen Privatsekretär Sr. Majestät —? Ja, diese Weiber waren von jeher schon ehrgeiziger als die Männer! Und daß Haugenstein nicht von Adel war, ah, das war offenbar nur eine Kleinigkeit, das ließ sich ja korrigieren, mon dieu! Die Gnade des Königs vermag ja alles! —

Prankenfels ballte krampfhaft die Hände und zerknitterte Gottfrieds Schrift. Eben wollte er sie achtlos zur Seite schleudern — aber halt! Es kam ihm plötzlich eine eigenartige Idee.

Dieser Haugenstein wollte sich mit dieser Schrift neuen Ruhm und neue Ehre erwerben beim König? Wenn nun Prankenfels hinginge und sie als sein Werk ausgäbe? Wie wollte Haugenstein sein geistiges Eigentum beweisen? Nicht möglich! Ha, das war ja vorzüglich! Der Baron rieb sich vergnügt die Hände. Die ganze Anerkennung, welche sein Nebenbuhler zu erringen hoffte, war ihm dann damit entrissen und ging auf ihn, den Baron, über. Damit lenkte er das Auge des Monarchen auf sich; und wenn er dann so nebenher bemerkte, über Haugenstein liefen allerlei verdächtigende Gerüchte, er solle mit den geheimen Bewegungen einer gewissen staatsfeindlichen Partei einverstanden sein, an ihren Versammlungen teilnehmen, sogar leitend eingreifen — ha, das gäbe den Ausschlag! Unfehlbar wäre das Mißtrauen des Königs erweckt, Prankenfels wollte es immer mehr und mehr steigern, bis der Monarch den Haugenstein wirklich für schuldig hielt, und Gottfried jäh aus seiner Höhe gestürzt, bis er entlassen war!

Das war ein Plan! — Der Baron blieb stehen und warf sich stolz in die Brust, jetzt eröffneten sich ihm wieder goldene Aussichten! Sie zu verwirklichen, wollte er keine Minute zaudern; noch heute abends wollte er reisen und seine Schritte beginnen! — Dann aber, wenn sein verhaßter Mitbewerber um Hildas Hand nichts

mehr war als eine gefallene Größe, keine Zukunft mehr vor sich hatte, wenn er, Prankenfels, bei Hof sich emporgeschwungen, an Haugensteins Stelle berufen war, wenn er die glänzende Zukunft jenes Mannes sein eigen nannte — dann wollte er wieder hintreten vor Hilda, ihr seinen jetzigen Wert eröffnen, und dann würde das Eis von ihrem Herzen brechen, sie würde ihm sich zuneigen, der jetzt alles und noch mehr in sich vereinigte, was sie bisher an einem anderen geliebt! — —

Daß er einen Diebstahl beging, ein Verbrechen der Ehrenkränkung, der Verleumdung, das rührte den Baron nicht an; hier galt für ihn unumstößlich der Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel!“ —

Er steckte die Broschüre sorgfältig in die Tasche und setzte sich dann an den Schreibtisch, um brieflich eine kühle Entschuldigung wegen seiner plötzlichen Abreise an den Grafen zu fertigen; er wollte es vermeiden, sich über den Grund näher aussprechen zu müssen. Was lag ihm daran, in welchen Vermutungen sich man hierüber erging; die wahre Ursache wurde ja doch nicht erraten! Er wollte eines Tages schon wieder zurückkehren — bis dahin gehab dich wohl, du thörichtes, junges Paar, du ehrvergessene Tochter eines adeligen Stammes, du wahnwitziger Abenteurer aus dem Volke! Ihr sollt die Macht

dessen zu fühlen bekommen, den ihr leichterhand ins Verderben hättet stürzen können! — — —

Gottfried und Hilda ahnten freilich nicht, welches schwere Unheil ihnen drohen sollte.

Sie saßen in wonniger Lust noch immer Hand in Hand unter der Buche, welche stillverschwiegen mit geheimnisvollem Lispeln ihnen von dem Zauber der Liebe zuflüsterte. Innig sahen sie sich ins Auge, und ihre Worte waren wie ihre Herzen ganz von dem Glücke beherrscht, das sich ihnen mit einem Male völlig erschlossen hatte.

„Mir geht es wie einem müden Wanderer,“ sagte Gottfried, „der sich sein Reiseziel noch weit entfernt denkt und schon ermattet niedersinken will in der unglücklichen Meinung, es nicht mehr zu erreichen; dann aber, sich noch einmal aufraffend den nächsten Berggipfel erklimmt und mit Staunen und Entzücken den ersehnten Ort vor sich im Thale liegen sieht. Wie dieser möchte ich jauchzen vor Wonne, wie dieser will ich es gar nicht glauben, daß es kein Traum, daß es die Wirklichkeit ist. Aber aus deinem Auge lese ich die Wahrheit, deine Seele spiegelt sich in deinem Blick; der Druck deiner Hand überzeugt mich, daß ich wache, das Stürmen meines Herzens belehrt mich,daß ich die Wirklichkeit erfasse, daß ich glücklich, unendlich glücklich bin!“ — Er griff nach dem Büchlein, das seine Gedichte enthielt, und schlug ihr dasjenige mit der Überschrift:

„Gefunden!“ auf. Und sie beugte sich zu ihm hinüber und las mit ihm:

„Ich kann es nicht glauben, nicht fassen,
Daß du mein eigen sollst sein —
Ich wähnte mich völlig verlassen,
Und nun, nun wärest du mein?

Es stürmt und es wogt mir im Herzen,
Und träumt von Sehnen und Glück
Und findet aus brennenden Schmerzen
Zu dir sich wieder zurück.

Zu dir, zu dem holden Bilde,
Das meine Seele erhebt,
Zu dir, deren strahlende Milde
Den Sänger glühend durchbebt.

Ich juble in rauschenden Worten
Von meiner Liebe dir zu
Und singe es allerorten:
Mein einz'ger Gedanke — bist du!“ —“

Hilda nahm ihrem Gottfried das Büchlein aus der Hand, blätterte rasch und wies ihm als ihre Antwort das Lied:

Mein Schwur.

„Du bangst, ob ich dich liebe,
Du weinst, wenn ich dir fern,
Du fragst, ob ich dir bliebe,
Wie ich dir's sprach so gern:

So einzig dir ergeben,
So einzig dir vertraut
So einzig durch das Leben
Auf dich mein Wohl gebaut?

O, fühltest du mein Sehnen
Und meines Herzens Schlag,
Es zuckt durch alle Venen
Und ruht nicht Nacht noch Tag:

Nur dir bin ich ergeben
Nur dir bin ich vertraut,
Und nur auf dich durchs Leben
Ist auch mein Wohl gebaut! —"

Gottfried zog sie innig an sich und drückte einen langen Kuß auf ihre schwellenden Lippen.

— — — — — — — — — — — — —

Die Schloßturmuhr verkündete in gellenden Tönen die sechste Abendstunde. Sie, die Glücklichen unter der stillen Buche, hörten es nicht, aber die Arbeiter drüben im Bergwerksmaschinenraum hörten es. Ein langgezogenes Signal der Dampfpfeife erscholl, die Aufzüge sausten auf und nieder und eine kohlenstaubgeschwärzte Männerschar entstieg dem dunklen Abgrund. Notdürftig wurden schnell Hände und Gesicht gereinigt, die Arbeitskleidung abgelegt und fort ging's, dem Dorfe zu.

Da, wo rechter Hand der Weg nach der vereinzelt gelegenen Schänke zum „Hirschen" abzweigte, stand der Agitator Grunwald, behaglich eine Cigarre rauchend und die Vorübereilenden musternd. Viele gingen an ihm vorüber, ohne ihm eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken,

aber andere nickten ihm bedeutungsvoll zu und bogen rechts nach dem „Hirschen“ ab.

Soeben kam Leo Harting des Weges, offenbar in Gedanken versunken, denn er sah nicht nach dem Agitator hin, obwohl ihm dieser leise zurief. Leo wäre sicher vorübergegangen, hätte ihn jener nicht schnell am Ärmel gezupft.

„Heute ist ja Versammlung,“ raunte er ihm zu.

Leo wollte schon auffahren und erwidern: „Meinetwegen!“ aber er besann sich noch rechtzeitig an Gottfrieds Wunsch und entgegnete deshalb: „Jetzt kann ich nicht gleich hinkommen, ich muß erst nach Hause, sonst fällt es meinem Vater auf; aber um acht Uhr bin ich da!“

Der angegebene Grund schien dem Agitator stichhaltig und er ließ Leo seines Weges ziehen.

Diesem aber war es in Wirklichkeit nicht so darum zu thun, nach Hause zu kommen, sondern er wollte etwas Anderes ins reine zu bringen suchen heute noch.

Drunten, im finsteren Schacht, abgeschlossen von der ganzen Welt, mit einem Fuße im Grabe, da überlegt sich’s gar gut, und da war er sich denn auch klar geworden, daß er der braven Sophie viel abzubitten hatte. Seine tolle Eifersucht von gestern hatte ihn an einen Abgrund geführt, aus dem er nicht wieder heraufgefunden hätte, wenn ihn nicht Gottfrieds freundliche

Vorstellungen vor dem jähen Sturze bewahrt hätten. Ja, er mußte es endlich ins reine bringen, was er der Sophie zu sagen hatte; wenn er ihres Beistandes gewiß war, dann sollte jene Gefahr des Abirrens vom rechten Wege ihm überhaupt nicht mehr nahen. Er wollte ihr alles offen sagen, sie würde ihm gewiß verzeihen, seine Werbung annehmen und ihn glücklich machen.

Leo schritt denn jetzt auf das Haugensteinsche Häuschen zu und besann sich hin und her über die rechten Worte, die er gebrauchen sollte. Allein er verwarf dies und jenes; schließlich stand er vor dem Gartenzaune und rief verlegen ein: „Guten Abend!" hinüber — das war alles, was er bis jetzt ausgeklügelt hatte.

Sophie, die im Garten lesend verweilte, hatte seinen Gruß flüchtig erwidert — sie war dem sonst geliebten Burschen eben ein wenig gram; er hatte sie doch eigentlich bei ihrem Bruder ganz grundlos in üblen Verdacht gesetzt!

Diese anscheinende Gleichgültigkeit übte auf Leo eine recht betrübliche Wirkung aus; er wäre am liebsten wieder umgekehrt und hätte sein Abendbrot verzehrt — aber, es drückte ihn doch recht auf dem Herzen und er hätte ihr doch gern etwas gesagt! Indes er aber immer noch hin und her zweifelte, machte er ein gar trauriges Gesicht, so daß Sophie, die ihn verstohlen über das Buch hinweg beobachtete, plötzlich laut auflachte.

Leo schaute sie vorwurfsvoll an:

„Warum lachst du, Sophie?“ fragte er.

„Weil du ein so komisches Gesicht machst!“

Der arme Bursche fühlte ein schneidendes Weh bei diesen Worten. Sie fand es — komisch, wenn er traurig war!

„Mir ist auch gar nicht zum Lachen,“ sagte er.

Sophie trat ein paar Schritte näher. Hatte sie ihn beleidigt? Vielleicht war ihm etwas Schmerzliches begegnet!

„Wo fehlt's denn, Leo?“ fragte sie freundlicher.

„Ich möchte es dir schon sagen, Sophie, aber da über den Gartenzaun hinüber nicht!“

Sophie besann sich einen Augenblick.

„So komm' herein!“ gab sie dann zur Antwort.

Leo ließ sich das nicht zweimal sagen.

„Wirst du das auch meinem Bruder hinterbringen?“ meinte dann Sophie spitz. Er sollte es doch hören, der Leo, daß sie sich über ihn ein wenig geärgert hatte.

Dieser stand beschämt da.

„Verzeih' mir, Sophie, ich habe dir unrecht gethan,“ stammelte er. „Aber ich — ich wußte nicht, warum ich es that, ich war so aufgeregt.“

„Warum?“

„Ich will dir's offen sagen, Sophie. Ich habe den Baron gestern bei dir gesehen und —

das war mir nicht recht. Ich haßte ihn, weil er immer mit dir so heimlich that, und da habe ich mich unter den Rosenhecken versteckt —"

„O du — —"

„Ich meinte es gut, Sophie! Ich wollte dich schützen, wenn er — wenn er dir etwas Unrechtes gesagt, wenn er dir nur ein Haar gekrümmt hätte. Und da sagtest du einmal zu ihm, du — du würdest einen Vornehmen, einen Reichen vorziehen —"

„Wenn er mir gefallen würde," habe ich gesagt.

„Ja, gehört habe ich das schon auch, Sophie, aber darauf legte ich nicht so viel Gewicht in meiner Eifersucht — ich hörte bloß, daß du einen anderen nehmen könntest, als — als — als — — und das wäre mein Tod, Sophie!"

Diese erwiderte nichts, sie blätterte nur mit unbewußter Hast in ihrem Buche.

„Ich habe mir's überlegt, Sophie," fing Leo wieder an, „und dein Bruder hat auch gesagt, ich hätte dich schwer beleidigt; aber ich habe jetzt alles ehrlich gestanden und bitte dich um Verzeihung."

Sophie lächelte schelmisch.

„Eigentlich sollte ich dir recht böse sein, Leo!"

„Thu's nicht, Sophie!"

„Nein, ich thu's nicht; ich habe dir schon verziehen!"

„Das wußte ich, Sophie," erwiderte Leo aufatmend, „o, du bist so gut, so brav, daß ich gleich dich nochmals so — so — um Verzeihung bitten möchte."

Sophie lachte herzlich.

„Was sprichst du denn da alles, Leo?"

„Du lachst mich aus, Sophie," sagte er etwas beklemmt. „Du hast schon recht auch, weil ich mir gar nicht zu reden traue. Nun, ich will dir etwas sagen! — Du kennst mich von klein auf; wir haben miteinander gespielt, haben uns gezankt, wieder versöhnt, waren froh und traurig mitsammen. So sind die Jahre vergangen und wir beide sind groß geworden, alles hat sich verändert mit der Zeit, nur eins ist immer gleich geblieben — und das ist, daß wir uns gern hatten, recht gern. Und meinte ich halt, wir zwei könnten ganz gut zusammenpassen als Mann und Frau, meinst du nicht auch, Sophie?"

Das Mädchen senkte errötend das Köpfchen.

„Ich hab's immer gemeint," sagte sie leise.

„Herziges Mädchen!" jubelte Leo und wollte sie an sich ziehen. Aber sie wehrte ihm.

„Hier sehen uns ja alle Leute," mahnte sie zart.

„Sollen sie's sehen!" rief Leo, „sie können uns höchstens beneiden! Aber komm', deine Mutter soll unser Glück zuerst erfahren, dann gehen

wir zu meinen Eltern, und morgen werden wir aufgeboten, dann noch ein paar Wochen und es giebt eine Hochzeit, juhe! —"

Glückstrahlend begab sich das Paar in das Haus, um vor Mutter Haugenstein auf die Kniee zu sinken und ihren Segen zu erflehen.

Die alte Frau war ein wenig überrascht, daß alles so plötzlich sich entwickelt hatte; aber gerührt erfüllte sie die Bitte der beiden.

„In Gottes Namen, Kinder," sprach sie, ihr sollt euch angehören. Aber wißt wohl, daß ihr schwere Pflichten auf euch nehmt! Seid einander treu euer Leben lang, haltet zusammen in Freud' und Leid, in Glück und Unglück! Sucht euch gegenseitig zu verstehen, daß es keinen Streit und Unfrieden im Hause giebt! Erzieht euere Kinder, wenn euch der Herr welche schenkt, mit Liebe und Sorgfalt zu braven, christlichen Menschen! Geht ihnen vor allem selbst mit gutem Beispiel voran, auf daß sie euch ehren und schätzen! Dann schütze euch der Himmel, so lange ihr lebt! —"

Thränen erstickten ihre Stimme, und Leo und Sophie versprachen dankend, alles zu erfüllen. —

Die innige Rührung machte allmählich einer aufrichtigen Freude Platz.

„Weil ich dich nur habe," flüsterte Leo seiner Sophie ins Ohr; „jetzt mag der Baron kommen, wann er will!"

„O, da möchte ich dich sehen!" scherzte jene, „du wärest ja doch wieder recht eifersüchtig!"

„Was wird Gottfried dazu sagen?" meinte Mutter Haugenstein mit vergnügtem Lächeln.

„O, der weiß es schon halb und halb," erwiderte Leo, „wo steckt er denn?"

„Er ist ins Schloß hinauf," entgegnete Sophie; „wahrscheinlich will ihn der Herr Graf wieder nicht fortlassen, denn er hat ihn wegen der Schrift über das „Arbeiterwohl" zu einer Besprechung eingeladen. Wenn er nur bald käme!—"

Aber Gottfried kam nicht so bald; eine Stunde verging, und er war noch nicht da.

Leo hatte inzwischen sein Bräutchen hinübergeführt zu seinen Eltern und war auch dort freudigst aufgenommen worden. Nachdem er sie dann wieder zurückgeleitet hatte, verabschiedete er sich für heute und das Gutnachtsagen dauerte noch ziemlich lange; aber endlich hatte er sich losgerissen, war heimgeeilt und hier bei seinem Abendbrot fiel ihm plötzlich ein, daß er ja in der Versammlung des Geheimbundes erscheinen sollte. Das war allerdings jetzt ein saurer Gang, aber Leo schuldete dem Gottfried so viel Dank, daß er sich bezwingen mußte, der übernommenen Aufgabe zu genügen. Seinen Vater hatte er schon von allem verständigt und so trat er denn, allerdings mit einem leichten Seufzen, den Weg nach dem „Hirschen" an.

Es war schon nahezu acht Uhr. Die Nebel stiegen schon empor draußen am Mühlbach und der graue Schleier der Dämmerung sank mählich auf das stille Thal. Dies hinderte nicht, daß Leo schon von ferne in dem Manne, der ihm da die Dorfstraße herab entgegenkam, seinen zukünftigen Schwager erkannte. —

„Grüß' Gott, lieber Friedl!"

„Ei, der Leo, wohin denn noch?"

„In die Versammlung, du weißt ja."

„Ah, richtig; spiele nur deine Rolle gut!"

„Ich werde mich wohl zusammennehmen. Du — für dich giebt es eine kleine Überraschung zu Hause."

„Eine Überraschung?"

„Ja, ich will nichts verraten. Geh' nur heim — und grüße Sophie recht schön von mir!"

Leo eilte davon. Auch Gottfried ging schneller. Was sollte das für eine Überraschung sein? Er war doch neugierig.

Als er eintrat, sprang ihm Sophie entgegen.

„Ich soll dich recht schön grüßen von Leo."

„Bist du ihm begegnet?"

„Ja!"

„Hat er dir's gesagt?"

„Nun, was denn?"

„Daß ich — seine Braut bin?"

Gottfried schloß sein Schwesterchen zärtlich in die Arme.

„Glückliche Sophie!“

„Warum willst du nicht auch so glücklich sein?“

„Weißt du vielleicht ein Bräutchen für mich?“

„O ja, Friedl!“

„Wirklich?“

„Ich kann sie dir nennen!“

„Nun, wen meinst du?“

„Ich will dir's ins Ohr sagen!“

Gottfried beugte sich herab zu ihr.

„Für dich paßt nur eine,“ flüsterte Sophie ganz leise, „und das ist — Hilda!“

Gottfried versuchte zu lachen.

„O, du Schelm!“ drohte er, aber in seinem Innern setzte er hinzu: „Du hast's erraten!“

Im trauten Familienkreis verfloß noch ein angenehmes Stündchen, dann zog sich Gottfried auf sein Zimmer zurück. Es drängte ihn, allein zu sein. Der heutige Tag mit seinen wechselvollen Eindrücken wollte nochmals vor seinem geistigen Auge vorüberziehen.

Glück oben im Schloß, Glück unten im Thal! Wahrhaftig, diesen Tag wollte Gottfried getreu im Gedächtnis behalten! —

Wie friedlich das weite Thal vor ihm lag. Die kleinen Häuser da hüben und drüben vom Mühlbach reihten sich so traulich aneinander, und oben, im Mondenschein hell erglänzend, schaute das stolze Schloß so majestätisch hernieder!

Dort, hinter jenen Fenstern ruhte sie, die

ihn heute zum Glücklichsten der Erde erhoben. Sie dachte wohl an ihn, oder träumte von ihm; ach, wenn nur der Morgen schon wieder graute, daß er hinauf könnte und wieder in ihrem Auge lesen von Glück und Wonne, wieder selige Vergessenheit atmen könnte an ihrer Seite, den Zauber der Liebe von ihren Lippen saugen dürfte!

Wie das hohe Schloß zu ihm herniederwinkte; wollte es ihn grüßen von ihr? Wollte es ihm zurufen: „Bist du mir nicht Dank schuldig, daß ich dein Liebstes so wohl behüte?"

Gottfried trat vom Fenster zurück; seine Seele war gehoben, seine Empfindung verlangte Ausdruck; er setzte sich an den Tisch und schrieb:

„Im Schlosse hoch dort oben
Sind alle Lichter aus;
Von Mondenschein umwoben
Glänzt weit das hehre Haus.

Es winkt zu mir hernieder
Und grüßt in meinen Raum
Und fordert meine Lieder
Für meinen süßen Traum.

Es bergen seine Mauern
Ja die Herzliebste mein,
Die mir mit holden Schauern
Verschönt mein ganzes Sein.

Ragt hoch, ihr stolzen Zinnen,
Schaut in das weite Land,
Soweit als Bäche rinnen,
Soweit sich dehnt der Strand;

Fragt an in allen Gauen —
Ruft's nieder dann auf mich —
Ob sie wohl einen schauen,
Der glücklicher, als — ich! —"

Er legte die Feder weg.

In diesem Augenblicke ertönte vom Bahnhofe her der schrille Pfiff des Eisenbahnzuges, welcher Baron Prankenfels mit seinen Plänen der Residenzstadt entgegenführte. — — —

Siebentes Kapitel.

Ein Zeitraum von vier Wochen war dahin gerauscht, ohne in Zechendorf eine bemerkenswerte Veränderung hervorgerufen zu haben.

Die plötzliche Abreise des Barons Prankenfels hatte im Schlosse allerdings einiges Befremden hervorgerufen. Vergebens suchte man sich über den wahren Grund dieses Schrittes klar zu werden; es blieb bei Vermutungen und nach und nach wurde auch das Interesse daran in den Hintergrund gedrängt.

Hilda erklärte sich die Sache sehr einfach; sie glaubte, der Baron habe eingesehen, daß sie sich für ihn nicht erwärmen könne, und daß er deshalb weitere nutzlose Versuche seiner Werbung

aufgegeben; sein Versprechen, über kurz oder lang wieder zurückzukehren, nahm sie nicht ernst.

Gottfried dachte anders. Vielleicht hatte Prankenfels davon Wind bekommen, daß er, Gottfried, mit ihm ein gewichtiges Wort zu reden habe, und sich deshalb aus dem Staube gemacht. Ein Umstand aber mußte ihm besonders auffallen, daß nämlich gleichzeitig mit der Abreise des Barons seine Broschüre über das „Arbeiterwohl“ abhanden gekommen war. Indes hatte er den anfänglichen Verdacht, welchen er auf den Baron geworfen hatte, bald wieder aufgegeben — was sollte dieser damit anfangen? Schließlich war auch der Verlust nicht so arg, er hatte ja die Ideen zu jener Schrift unverwischt im Kopfe, geschrieben war ja die Abhandlung gleich wieder oder sie fand sich in der Zwischenzeit — im übrigen dachte er gegenwärtig ohnehin nicht an das Wohlergehen anderer, sondern suchte sein eigenes Glück vollständig zu bewältigen. Seine heißgeliebte Hilda sah er tagtäglich; sie ergingen sich dann zusammen im Park, lasen sich vor, oder sie blieben im Musikzimmer des Schlosses, und er spielte und sang ihr vor, kurz, sie lebten nur sich, sie vermieden es beide ängstlich, von der Zukunft zu reden oder selbst nur zu denken, da ihnen ja die Gegenwart so hold war.

Im Thal drunten bei Hartings und Haugensteins war es ähnlich. Leo und Sophie ver=

standen sich so gut wie irgend ein Paar auf der Welt. In den trauten Stunden, die sie bei einander verlebten, sprachen sie vertrauensvoll von der Zukunft, von der Einrichtung des Häuschens, von dem Haushalt, und Sophie richtete unterdessen an ihrer Aussteuer, denn der Hochzeitstag nahte heran, drei Wochen waren es noch, dann sollten sie vereinigt werden für ewig.

Mutter Haugenstein stieg rüstig trepp auf, trepp ab und suchte für ihren Liebling aus Kisten und Kasten noch gar manches wohlverwahrte Stück Linnen hervor. Auch drüben bei Hartings suchte man dem Jungen das Nestchen recht bequem zu machen, und Vater Harting zog gar oft manchen blanken Thaler aus der ledernen Hülle. Sein Sohn mit seinem Weibchen sollte unten zu ebener Erde hauswirtschaften, die Alten wollten die oberen Stübchen beziehen, wo sie allerdings sich etwas einschränken mußten, allein Vater Harting sagte immer: „Wer das Leben noch in Fülle vor sich hat, der braucht am meisten Platz in der Welt! —"

Verändert hatte sich in Zechendorf etwas wesentlicher das Gepräge des Zusammenlebens unter den Bergleuten. Sie waren in zwei ungleich große Teile gespalten: die einen, die gingen still heim nach der Arbeit, die anderen aber, und das war die größere Anzahl, die

kamen im „Hirschen“ zusammen und da gab es allerlei unzufriedene Redensarten und Pläne.

Der Agitator Grunwald stellte sich zur rechten Zeit aus der Stadt ein, hetzte und schürte, und wenn er wieder heim reiste, pflegte er sich insgeheim die Hände zu reiben und zu murmeln: „Die Sache macht sich,“ „die Sache macht sich! —“

Leo besuchte die offiziellen Versammlungen des Geheimbundes und seine Berichte an Gottfried waren sehr ernster Natur. Dieser nickte bei solchen Mitteilungen bedeutungsvoll mit dem Haupte und sagte: „Der Schnitter mäht, wenn das Korn reif ist!“

Dieser Zeitpunkt war allerdings schon bedenklich nahe. Die gestrige Versammlung, an der auch Agitator Grunwald mit wichtigen Nachrichten aus der Stadt teilgenommen hatte, war einem Beschlusse der Centralleitung beigetreten, demzufolge der Termin zum „Handeln“ nächsterzeit gemeinschaftlich im ganzen Lande festgestellt werden sollte. Dann würde es losbrechen mit unwiderstehlicher Gewalt, und das Unterste würde zu oberst kommen!

Leo hatte seinen Freund Gottfried wahrheitsgetreu davon in Kenntnis gesetzt, und dieser war durch die inhaltsschwere Mitteilung jäh aus seinem unthätigen Liebestraum aufgeschreckt worden. Es kam ihm auf einmal so vor, als ob er

seiner heiligsten Pflicht, der Liebe zum Vaterland, ein wenig untreu gewesen wäre die letzte Zeit her, als ob er sein eigenes Glück dem Wohle des Staates gegenüber zu sehr in den Vordergrund gebracht hätte. Das durfte nicht sein! Es galt sich jetzt aufzuraffen und die erforderlichen Schritte zu erwägen. Eines war ihm vor allem klar: er mußte unverzüglich nach der Residenz, mußte Se. Majestät auf die drohende Gefahr aufmerksam machen.

Und Hilda? Was würde Hilda zu seiner Abreise sagen? Der Kampf zwischen Liebe und Pflicht wogte mächtig in seiner Brust, aber sein Charakter war stark genug, die weichen Empfindungen der eigenen Seele da nicht die Oberhand gewinnen zu lassen, wo das Vaterland in Gefahr war. Er wollte jetzt hinauf ins Schloß, wollte Abschied nehmen, wollte ihr sagen, es handle sich um ernste Dinge; Hilda war ein hochherziges Mädchen, sie würde einsehen, daß unter solchen Umständen ein Mann wie er auf seinen Posten gehörte, sie würde ihn ziehen lassen. — Dann wollte er sofort abreisen und seine Thätigkeit „gegen den Strom" beginnen.

Mit diesem Entschlusse eilte er denn jetzt dem Schlosse zu. Er stellte sich den Abschied leicht vor; es sollte ja keine Trennung auf ewig sein, er wollte ja wiederkommen, wenn er seine Pflicht erfüllt hatte. Seine Arbeitskraft erwachte

wieder bei dem Gedanken an die erforderlichen Schritte, er sah sich schon mitten in rastloser Thätigkeit. — So kam er starken Willens im Schlosse an; Hilda war im Familiensalon.

Der Graf war nicht anwesend, als Gottfried eintrat, und sie saß am Nähtischchen und arbeitete. Er trat auf sie zu, umschloß — vielleicht zum letztenmal, wer konnte es wissen? — ihre dargebotene Hand, sah ihr tief ins Auge — und da überkam es ihn wie bitterer Schmerz. Er mußte hinaus ins wogende Leben, er mußte sie zurücklassen — schutzlos, friedlos, freundlos! Vielleicht führte sie, bis er wieder kam, der Wille ihres Vaters einer standesgemäßen Verbindung entgegen, und wenn sie dann einem anderen angehörte — — —?

Hilda, die ihn anfangs leuchtenden Auges betrachtet hatte, merkte nur zu bald eine trübe Empfindung an ihm. Auch sie ward ernst.

„Hast du mir etwas zu sagen, Gottfried?“ fragte sie ängstlich.

Gottfried suchte vergebens nach den richtigen Worten der Erwiderung. Da sah ihn Hilda fest an und sprach:

„Warum antwortest du nicht? Hältst du mich für so schwach, daß ich eine schlimme Nachricht nicht ertragen könnte aus Liebe zu dir? Oder zweifelst du an meiner Liebe selber?“

Gottfried erwiderte ihren Blick und gab zurück:

„Nie, Hilda, nie habe ich an dir gezweifelt und werde es nicht mein Leben lang! Was mich bewegt, sind ernste Mitteilungen über ränkevolle Pläne einer geheimen Partei, von denen ich heute früh Kunde erhalten habe.“

„Du erschreckst mich, Gottfried; es ist doch anscheinend alles so ruhig!“

„Das ist nur der trügerische Schein! Aus dem glatten, ruhigen Spiegel des Sees siehst du nicht, ob sich nicht in seinen tiefen, geheimen Gründen verderbliche Strömungen bergen.“

„Man weiß doch an maßgebender Stelle davon und wird rechtzeitig eingreifen?“

„Das ist leider nicht ganz zutreffend. Man ist wohl über die Bewegung im allgemeinen unterrichtet; allein, noch vor sechs Wochen, als ich die Residenz verließ, war man, so wenig wie ich, im klaren, wie weit sich das Verderben im geheimen schon vorbereitet hatte. Erst hier, erst durch den jungen Harting wurde ich genau darüber informirt und nun — —;“ er schwieg, es kam ihn doch recht hart an, das Abschiedswort wirklich auszusprechen.

Hilda ahnte wohl, was er sagen wollte. Sie fühlte es, daß er scheiden mußte, um auf seinen Posten zu eilen. Sie bangte für ihn, sie wußte, daß er einer großen Gefahr entgegen gehen werde. Sie kannte ihn, sie sah es voraus, daß er ohne Rücksicht auf sein eigenes Leben in Sturm und

Nöten seine Pflicht erfüllen werde; sie glaubte ihn schon zu sehen, hochaufgerichtet mitten unter einer fanatisierten Menge, beschwichtigend, befehlend, drohend — sie glaubte das Toben und Wüten des Pöbels zu hören — dann einen Schuß — —! Sie bedeckte ihre Augen mit den zitternden Händen, lehnte sich ängstlich an seine Brust und flüsterte bebend:

„Und nun —?“

„Hilda, nun — muß ich fort!“

„Nein, nein!“ schrie sie auf und klammerte sich an ihn; „du darfst nicht fort, Gottfried; ich lasse dich nicht; bleibe bei mir; ich lasse dich nicht!“ —

Gottfried preßte die Zähne in wildem Schmerze fest auf einander; er antwortete nicht, er ließ sie weinen an seiner Brust. Dann, wenn ihr Schmerz mit dem Laufe der Thränen sich von selbst erleichterte, wenn sie ruhiger war, wollte er reden, wollte sie überzeugen, daß es seine heilige — schmerzliche Pflicht sei, dem Liebesglücke auf einige Zeit zu entsagen und treu dem geleisteten Eide dem Staate, dem Throne, dem Altare zu dienen.

Allmählich wurde sie stiller, und jetzt suchte Gottfried den Weg zu ihrem Herzen, um sie seinem Entschlusse geneigter zu machen.

„Hilda, süßer Engel, nicht wahr, du liebst mich?“ flüsterte er.

„Unendlich!“ hauchte sie.

„Wie ich dich!" gab er zurück. „Aber du liebst mich nur dann, wenn ich in deinen Augen ehrenfest dastehe, wenn kein Makel an mir haftet. Und wenn ich nun," fuhr er lebhafter fort, „in der Stunde der Gefahr mein Vaterland verließe, wenn ich mich feig zurückzöge, wo es gilt, das Leben in die Schanze zu schlagen, um die Fahne des Rechtes über den Köpfen der knirschenden Bedränger zu schwingen, wo es gilt, die Principien unseres Menschentums: Religion, Sitte, Thron, Freiheit zu verteidigen, würdest du dich nicht mit Verachtung abwenden von mir, würdest du mir nicht deinen Zorn ins Gesicht schleudern?"

Hilda gab keine Antwort; einen Augenblick war es totenstille im Gemache.

„Siehst du," rief Gottfried mit Überzeugung, „du kannst mir nicht widersprechen. Darum sei stark, Hilda; laß' mich auf meinen Posten zurück, laß' mich thun, was meines Amtes ist. Ich schwöre dir, daß ich zu jeder Stunde deiner gedenke; daß du der leitende Stern bist, zu welchem ich wieder zurückkehre, wenn die Gefahr vorüber ist, wenn ich stolz auf meine Pflichterfüllung vor dich hintreten kann, wenn die Anerkennung der Gutgesinnten mir zu teil geworden, die Gnade des Monarchen mich belohnt hat — dann kehre ich wieder zurück in deine Arme, zurück an dein liebewarmes Herz, dessen ich mich nur so würdig zeige!" —

„Würdig — würdig," wiederholte Hilda langsam.

„Nur dann bin ich es," beteuerte Gottfried.

„Dann — wirst du ziehen müssen!" sagte sie tonlos. „Ich sehe, du verstehst den Zusammenhang nicht," fügte sie hinzu; „ja, armer Gottfried, ich habe ein Geheimnis vor dir!"

„Ich achte es, laß' es ruhen in deiner Brust!"

„Nein, Gottfried, du sollst es hören!"

„Ich bin verschwiegen, wie das Grab."

„Es ist etwa vier Wochen her," begann Hilda leise, „daß mich mein Vater einmal vor die Frage stellte, ob ich über meine Neigung schon verfügt habe. Du weißt ja, Gottfried, er wird wohl an den Baron Prankenfels dabei gedacht haben. Und ich — ich bejahte seine Frage, denn ich liebte — dich! Darauf forschte er erfreut nach dem Namen meines Erkorenen, aber ich nannte ihn nicht. Da sah er mich streng an und verlangte nur das eine wenigstens zu hören, ob — ob jener Mann — meiner ebenbürtig sei. In meiner Brust rief es „ja!", hundertmal „ja!". Denn was thut der Name, wenn die Seele von Adel ist, der Geist, das Herz! Aber ich wußte wohl, daß die Welt anders denkt, daß auch mein Vater anders dachte. Und ich suchte auszuweichen, ich erwiderte: Er ist meiner — würdig, Vater! — Ich mußte mir wohl sagen,

daß er damit an die Ebenbürtigkeit denken werde, und er that es auch, denn er sprach so stolz, so liebevoll: Wenn meine Tochter sagt, er ist meiner würdig, so nehme ich an, daß es so ist! und er wollte sich nicht weiter in meine Herzensangelegenheiten mischen. Ich ließ ihn in seiner Täuschung, liebte dich und bin glücklich. Ich habe gegen meinen Vater gefehlt, ich weiß es, aber diese Schuld trage ich gern, sie drückt mich nicht. Nur das eine muß als wahr bestehen: Du mußt meiner würdig sein. Als ob du es nicht wärest, als ob nicht vielmehr ich zweifeln müßte, ob ich deiner würdig bin — o die Welt! Aber du selbst sagtest, du müssest fort, müssest deine Pflicht erfüllen, wenn du meiner würdig sein sollst. Und wenn du es sagst, dann muß es wahr sein. Ich — ich muß vor deiner Pflicht zurücktreten: Ziehe hin, Gottfried!" —

Ihre Kraft war gebrochen; schluchzend barg sie ihr Antlitz an seiner Brust.

Auf Gottfried machten ihre Worte einen furchtbaren Eindruck. Sie hatte es ausgesprochen, was er sich so sorgsam zu verbergen gesucht hatte: ja, er war ein unwürdiger Eindringling in diesem Schloß, er hatte dem Vater die Tochter aus dem Herzen gerissen, hatte sie bethört, ihn zu lieben, der ihrer nicht — ebenbürtig und — nicht würdig war! — Nicht würdig? —

Gottfrieds Stolz bäumte sich. Warum sollte er ihrer nicht würdig sein? Hatte er nicht sein ganzes Leben gearbeitet, um sich emporzuschwingen, hatte er nicht die glänzendsten Erfolge aufzuweisen, war er nicht gestiegen von Stufe zu Stufe, stand ihm nicht die Anerkennung seines Monarchen zur Seite — und er, der so geachtet, geschätzt, geliebt, makellos, ehrenfest dastand, er sollte trotzdem ihrer nicht würdig sein? War denn das der einzige, ausschlaggebende Moment, ob der Mensch im Palast oder in der Hütte geboren war? —

„Hilda,“ preßte er mühsam hervor, „denkst auch du so, wie die Welt?“

„Gottfried, habe ich diesen grausamen Zweifel verdient!“ rief sie schmerzlich.

„O, verzeih', süßes Lieb, ich wollte dir nicht weh thun. Aber — es darf nicht mehr so bleiben, Hilda. Ich will dich nicht nur heimlich lieben, du sollst dich meiner Liebe nicht zu schämen brauchen — —“

„Gottfried!“

„Beruhige dich, teueres Herz! Vernimm, was ich thun will! Die Welt soll es erfahren, daß ich ihr trotze! Ich will es ihr sagen, daß ich dich liebe und will standhaft das Urteil hinnehmen, das sie über mich fällt. Aber zuerst frage ich dich, Hilda: Willst du dann an meiner Seite stehen, wirst du deinen Gott-

fried nicht Lüge strafen, wenn die Welt ihn verdammt?“

„Gottfried, mit Stolz werde ich ihre Verachtung erwidern!“

„Edles Mädchen — heute noch gehe ich zu deinem Vater und halte um deine Hand an! Ich will hintreten vor ihn, will ihm sagen, wie ich dich liebe, will ihm sagen, wie glücklich du dich fühlst, will ihn fragen, ob er trennen will, was Gott zusammengeführt hat! — Er wird es nicht, er ist ein weitschauender Mann, er denkt nicht so kleinlich, wie die Welt, er wird uns seinen Segen schenken. Und ich will mich würdig zeigen; ich will meine Pflicht erfüllen, will gegen den Strom kämpfen, will ihn bezwingen, will mir Ehre und Ruhm holen, dann will ich zu dir zurückkehren, und keine Macht der Erde soll uns mehr trennen!“ —

Kaum hatte er geendet, als ein Diener mit der Meldung eintrat: zwei Herren aus der Residenz wünschten Gottfried zu sprechen, er möchte sich ins Lesezimmer bemühen.

Der Diener zog sich auf Gottfrieds Zustimmung zurück.

„Siehst du, Hildchen,“ meinte Gottfried, „das ist jedenfalls die Nachricht, daß man mich zurückruft, es war ja vorauszusehen. Wir sehen uns noch, ehe ich reise; dann will ich ein recht glückliches Stündchen bei dir verleben, mit deinem

Vater sprechen und als beneidenswerter Bräutigam scheide ich von hinnen. Auf Wiedersehen denn, herzliebste Hilda! —“

Ein inniger Blick, ein warmer Händedruck — und er schritt erhobenen Hauptes dem Lesezimmer zu.

Überrascht blieb er dort unter der Thüre stehen, denn er sah sich dem Staatsrat Graf Prechtenrod und — — Baron Prankenfels gegenüber. Was wollte denn dieser von ihm?

Er begrüßte die Herren und wandte sich an den Staatsrat.

„Es giebt wohl sehr wichtige Kunde, lieber Herr Graf?“

„Ja, mein bester Herr Haugenstein, ich habe Ordre an Sie von Sr. Majestät,“ erwiderte der Staatsrat; dann flüsterte er dem Baron ins Ohr: „Es wird besser sein, Sie lassen uns allein, Herr Geheimrat; ich sehe, er hat keine Ahnung.“

Der Baron verneigte sich leicht und sagte: „Die Herren werden ungestört sein wollen, ich empfehle mich.“ Mit einem ominösen Lächeln auf den Lippen zog er sich zurück. —

„Nun, verehrter Herr Staatsrat,“ begann Gottfried; „ich kann mir den Grund Ihrer Sendung wohl denken; es wird sich allem Anschein nach um die drohenden Arbeiterunruhen handeln.“

Aber zu seinem Erstaunen entgegnete jener:

„Nicht gerade das, werter Freund; eine dringende Gefahr von seiten der Arbeiter ist zur Zeit nicht vorhanden.“

„Aber das ist ja ein schwerer Irrtum,“ rief Gottfried; „ich habe gegenteilige Beweise!“

„Ah —“, machte der Staatsrat gedehnt; „woher wüßten Sie?“

„Das ist mein Geheimnis vorderhand,“ versetzte Gottfried; „aber für die Verlässigkeit meines gravierenden Materials kann ich garantieren.“

„Sie haben sich wohl persönlich unter die Arbeiter gemischt?“

„Was denken Sie, Herr Staatsrat! Das kann ein Mann in meiner Stellung zu diesem Zwecke doch nicht!“

„Je nun; vielleicht aus unüberlegter Begierde, sich dem Staate nützlich zu machen, könnte das schon vorkommen.“

„Nein, so weit würde ich nie gehen.“

„Erinnern Sie sich wirklich gar keines Falles?“

Gottfried sah den Staatsrat befremdet an. Das war ja das reinste Verhör!

„Gestatten Sie, bester Herr Graf,“ antwortete er etwas piquiert; „die Frage dünkt mich beinahe komisch!“

„Sie würde es nicht,“ klang es zurück, „wenn Sie wüßten, daß man bei Hof darüber spricht!“

„Von — mir?“

„Ja — von Ihnen — so lächerlich es klingen mag. Es kursiert das Gerücht, Sie hätten socialistischen Versammlungen beigewohnt.“

Gottfried lachte laut auf.

„Wenn mich die Sache nicht etwas ärgern würde,“ sagte er, „so müßte ich fast zugeben, es liege ein hübscher Scherz vor.“

„Das ist nicht der Fall, Herr Haugenstein, wenn Sie wirklich, wie ich persönlich überzeugt bin, sich vollkommen fern gehalten haben. Aber wie wollten Sie sich dann, wie Sie vorhin sagten, in den Besitz eines gravierenden Materials gesetzt haben?“

„Ach, die Sache ist sehr einfach. Ich habe mir eine Art Spion gehalten, einen wackeren Burschen, der mir alle Vorgänge in den hiesigen geheimen Versammlungen wahrheitsgetreu mitteilte.“

„Ah so; also doch indirekte Berührung —“

„Aber ich bitte Sie, werter Herr Staatsrat; das ist doch innerhalb berechtigter Schranken!“

Dieser zuckte bedenklich die Achsel.

„Immerhin,“ sagte er, „kann selbst ein solches Gebahren bei Hof Mißverständnis hervorrufen, zumal das Gerücht noch von erheblicherem Inhalte war.“

„Unbegreiflich!“ rief Gottfried entrüstet.

„Ja, denken Sie sich; man behauptete so=

gar, Sie griffen thätig in die Bewegung ein, Sie wären etwas wie — Agitator!"

Gottfried schnellte zornig von seinem Sitze auf.

„Herr Staatsrat, damit ist der Scherz freilich zu Ende; das ist eine niederträchtige Verleumdung, und ich werde Rechenschaft zu fordern wissen!"

Graf Prechtenrod drückte ihn sanft auf den Stuhl nieder.

„Thun Sie das nur, lieber Freund," erwiderte er; „aber vorerst beruhigen Sie sich ein wenig!"

„Und wie faßte man bei Hof diese wahnwitzigen Behauptungen auf?" fragte Gottfried.

„Man war anfangs allerdings nicht geneigt, zu glauben," war die Antwort; „aber die Verdächtigungen ließen nicht nach, und Sie wissen: es giebt der Freunde wenige, der Feinde aber viele für Sie am Hofe!"

„Leider, ja, ich weiß es."

„Und so wich der Schatten des Mißtrauens nicht, was allein schon oft genügen kann, die bedenklichsten Folgen hervorzurufen."

„Man glaubt also wirklich, ich wäre dem Thron untreu geworden? Ich, der ich aus Princip meinen ganzen Einfluß gegen den „Strom" aufwende, ich sollte das Steuer gewendet haben? Ach, das ist ja so widersinnig,

daß es nur eines einzigen Wortes von mir bedarf, um meine Unschuld zu beweisen!"

„Täuschen Sie sich nicht, Herr Haugenstein; Sie wissen ja noch gar nicht, was ich hier bezwecke!"

„O, das weiß ich, Herr Staatsrat; „ich an Ihrer Stelle würde es gerade heraussagen: „Die Sache erschien schließlich bedenklich, und man beauftragte mich, der Wahrheit auf die Spur zu kommen und nach Zechendorf zu reisen, um den Geheimrat Haugenstein auszuforschen." — Ist's nicht so, Herr Graf?" — Er lachte sarkastisch.

„Verzeihen Sie, bester Freund," erwiderte der Staatsrat ernst; „es ist nicht so! Seien Sie überzeugt, daß ich mich, als Ihr Freund, nie zu diesem Dienste hergegeben haben würde."

„Aber was dann?" entgegnete Gottfried ungeduldig. „Was wollen Sie von mir? Ah — —! Wollen Sie mich — verhaften? — Ich stehe zu Ihrer Disposition! —"

„Auch das nicht!" versetzte der Staatsrat kopfschüttelnd; „vielleicht wäre es besser gewesen, man hätte Sie vor ein Gericht gestellt, Sie hätten sich doch rechtfertigen können; aber man wählte einen anderen Weg; denn man wollte zu großes Aufsehen vermeiden. — Nicht wahr, lieber Freund, Sie besitzen Seelenstärke, Sie werden den Schlag wohl überwinden, wenn ich Ihnen

mit dem aufrichtigsten Bedauern — — dieses Schreiben übergeben muß! —"

Er zog das Schriftstück aus der Brusttasche und hielt es Gottfried hin.

Dieser griff mit zitternder Hand danach; sein Herz pochte stürmisch, sein Puls jagte fieberhaft, sein Atem drohte zu stocken — — — er las — — —.

Mit einem unartikulierten Schrei suchte er aufzuspringen, aber seine Kraft verließ ihn, er fiel schwer auf den Sitz zurück, das Schreiben entsank seinen Händen.

„— — — Entlassen!" stöhnte er. Seine Sinne drohten zu schwinden, es ward dunkel vor seinen Augen. — —

„Armer Freund!" rief der Staatsrat mit tiefem Bedauern und wollte ihn stützen.

„Lassen Sie mich," brachte Gottfried mühsam hervor, „ich — will — allein — sein!"

Dem Staatsrat schnürte der furchtbare Anblick das Herz zusammen. Totenblaß lag der einst so stolze Mann vor ihm, der wenige Augenblicke vorher noch so weitgehende Pläne gehegt hatte. Geknickt war sein Hoffen, vernichtet seine Zukunft, zermalmt seine Größe von der unbarmherzigen Wucht des Schicksals!

Mit wehmütigen Empfindungen verließ Graf Prechtenrod das Gemach. — —

Lange, lange lag Gottfried regungslos da.

Wenn sich ein Abgrund vor ihm aufgethan und ihn verschlungen hätte — mit Freuden wäre er in den Tod gegangen. Kam er denn nicht der Erlöser? Gottfried fühlte sich doch so schwach — vielleicht blieb es plötzlich still stehen, dieses treue, verschmähte Herz! Vielleicht schwang sich diese reine, von freudiger Vaterlandsliebe durchglühte Seele auf zu jenen lichten Höhen, wo es kein Mißtrauen, keine Verleumdung, keine Enttäuschung gab!

Aber nein, es sollte noch nicht geschehen! Gottfried fühlte sein Blut wieder schneller kreisen; seine Kräfte kehrten zurück, die vorübergehende Lähmung aller seiner Nerven schwand — und jetzt durchzuckte es ihn, wie ein elektrischer Schlag — — — er sprang auf. — Sein Blick fiel in den Spiegel ihm gegenüber. Er sah sich — war das er? Dieses geisterbleiche Gesicht mit den blutunterlaufenen Augen — war das sein Bild? Sie starrten ihn so unheimlich an, diese Augen, so fürchterlich höhnisch, als wollten sie sagen: „Schau' dich nur an — das bist du!" —

„Ja, er — er! Was war er? Nichts! — nichts! Entlassen — entlassen!"

Entlassen wie ein ungetreuer Knecht, der seinen Herrn betrogen!

Verachtet; vergessen! —

Sollte er jetzt hintreten vor den Grafen Zechendorf und ihn um seine Tochter bitten?

„Hahaha" — er lachte, aber dieses Lachen gellte und kreischte wie ein ächzender Wehruf.

Seinen Kopf zwischen beide Hände pressend, stand er da und starrte vor sich hin — er war dem Wahnsinn nahe.

Horch! Hörte er nicht Schritte? Rauschte da nicht ein Kleid? Sollte sie jetzt kommen — sie — sie — — —?

Fort! Fort! — Nicht wissend, was er that, stürmte er zur Thüre hinaus, nur fort! Die Treppe hinunter, den Schloßberg hinab, dem Walde zu, nur fort — fort — fort! — — —

Prankenfels war, nachdem er sich aus dem Lesezimmer entfernt hatte, unverzüglich nach dem Familiensalon geschritten. Er konnte nunmehr vor Hilda erscheinen, genau so, wie er sich damals geschworen. Sein Plan war ihm gelungen — Haugenstein gestürzt. Und er war es, der jetzt alles in sich vereinigte, was Hilda seiner Meinung nach bisher an jenem geliebt hatte. Durch die gestohlene Schrift über das „Arbeiterwohl" hatte er die Aufmerksamkeit des Monarchen auf sich zu lenken gewußt und war berufen worden als vortragender Rat und geheimer Privatsekretär des Königs — an Haugensteins Stelle. Eine glänzende Zukunft, die er jenem entrissen hatte, that sich vor ihm auf — und jetzt würde

das Eis von Hildas Herz brechen und seine Werbung Erfolg haben.

Wohlan denn; hinweg über den Besiegten zu einem neuen Siege! — Er ließ sich melden.

Hilda war für den Augenblick sehr überrascht.

„Baron Prankenfels?“ fragte sie zurück.

Der Diener bejahte.

„Gut, er soll kommen!“

Und er kam; stolz, abgemessen trat er auf sie zu und machte eine ceremoniöse Verbeugung.

„Gnädigste Komtesse werden sich wundern, mich so bald hier wiederzusehen?“ sagte er mit sauersüßem Lächeln.

„Nicht im geringsten, Herr Baron,“ entgegnete sie schroff, „Sie sind meinem Papa stets ein willkommener Gast.“

Der Baron biß sich auf die Lippen. Sie war also immer noch so hochfahrend wie früher — warte nur, das sollte sich ändern!

„Ich sehe,“ sagte er kühl, „hier in Zechendorf hat sich gar nichts geändert.“ — Er nahm Platz.

„Nicht daß ich wüßte,“ erwiderte Hilda ebenso.

„Und doch wird sich manches umgestalten. Mit den Veränderungen, die sich in der Residenz ergeben haben, werden auch hier die Verhältnisse Hand in Hand gehen.“

„Man sagte mir bereits davon.“

Baron Prankenfels sah die Sprechende erschrocken an. — Das schlechte Gewissen glaubte Entdeckung zu wittern.

„Wer setzte sie hiervon in Kenntnis?“ fragte er hastig.

„Herr Geheimrat Haugenstein.“

„Und was sagte er Ihnen?“

„Daß die Arbeiterunruhen im Zunehmen begriffen seien.“

„Ah so —“

„Darauf werden Sie wohl angespielt haben, Herr Baron?“

„Nein, nein, gnädigstes Fräulein, das nicht. Ich versichere Sie, über die sociale Frage ist man ganz beruhigt. Nur jener Herr hatte immer die Passion, überall schwarz zu sehen.“

„Ich glaube nicht, daß Herr Geheimrat Haugenstein sich irrt, seine Erfahrung und sein Forschen bürgen dafür. Andere natürlich, die dem Unheil nicht zu steuern wissen, wollen es einfach nicht sehen!“

„Diese anderen sind eben nicht so ängstlich, sich vor einem Gespenst zu fürchten.“

„Weil sie überhaupt nicht Geist genug dazu hätten!“

„Vielleicht doch; wenigstens schätzt man sie an maßgebender Stelle hoch genug.“

Hilda suchte vergebens ein spöttisches Lächeln zu unterdrücken.

Der Baron fuhr fort:

„Ich versichere Sie, gnädigste Komtesse: Se. Majestät billigten schon seit langer Zeit die Reformpläne jenes Herrn Haugenstein nicht, der, wie er sich immer auszudrücken beliebt, „gegen den Strom“ kämpfen wollte, der thatsächlich höchstens ein recht wasserarmes Bächlein ist. Se. Majestät haben daher eine neue Ära begonnen und gewisse unbrauchbare Köpfe aus dem Dienste geschieden; es war auch an der Zeit!“

Hilda horchte gespannt auf. Die Veränderungen in der Residenz schienen doch anderer Natur zu sein, als sie geglaubt hatte!

„Andere,“ sprach Prankenfels weiter, „andere, deren ruhigeren Maßregeln man jetzt mehr zutraut, sind an die Reihe gekommen.“

„Sie sprechen ja in Rätseln, Herr Baron!“

„Gut, gnädigste Komtesse; ich will den Schleier lüften.“ Er erhob sich und rief in pathetischem Tone: „Ich, der ich hier vor Ihnen stehe, bin berufen worden als vortragender Rat und geheimer Privatsekretär Sr. Majestät —“

„Und Herr Haugenstein?“

„Herr Haugenstein —“ sagte Prankenfels mit schneidender Kälte — „ist — entlassen!“

„Sie lügen —!“ Hilda sprang empor.

„Fragen Sie ihn selbst —“ rief der Baron.

Hilda schritt mit verächtlichem Blick an ihm vorüber. Fragen? Nein, das hatte es nicht

nötig! Sie wollte ihn hereinführen, ihren Gottfried, wollte ihm den Lügner gegenüberstellen, der die freche Stirn hatte, ihr eine solche unverschämte Unwahrheit ins Gesicht zu sagen!

Sie eilte dem Lesezimmer zu; dort mußte er ja sein. Sie öffnete — das Gemach war leer; Gottfried war nicht da. — Dort am Boden lag ein Schreiben — sie hob es auf — sie durchflog es mit raschem Blick — —

„— — Entlassen!“ schrie sie auf; sie zitterte — schwankte — sank — —

Baron Prankenfels, der ihr triumphierend gefolgt war, sah sie wanken und fing sie in seinen Armen auf. Sein Hilferuf führte einen Diener herbei, dem bald mehrere nachkamen. Man brachte Wasser und Essenzen, ließ Hilda auf einen Stuhl nieder und stellte Wiederbelebungsversuche an. — Graf Zechendorf ward herbeigeholt, nach dem Arzte wurde gesandt.

Als der Graf eintrat, schlug Hilda eben die Augen auf. Verwundert blickte sie sich um. —

Auf des Grafen Anordnung wurde sie auf ihr Zimmer gebracht, und da lag sie nun müde und bleich auf dem Divan; vor ihr stand ihr Vater, der sich ängstlich über sie beugte.

„Wie ist dir, Hilda?“

„Besser, Vater.“

„Was regte dich denn so auf?“

Hilda schlang ihren Arm um seinen Hals und weinte still vor sich hin.

„Sprich nur, mein Kind!"

„Vater, er — er wurde verleumdet, er — wurde gestürzt."

„Wer ist das?"

„Er, den ich — so innig liebe."

„Und das ist —?"

„Gottfried Haugenstein."

Der Graf erwiderte nichts.

„Du zürnst mir, Vater?"

„Rege dich nicht auf, Hilda!"

„Aber du zürnst mir nicht?"

„— — — Nein;" — Schwer entrang sich dieses eine Wort aus des Grafen Brust — aber es war gesprochen. —

Der Arzt wurde gemeldet. Seine erste Anordnung war: vollkommene Ruhe für seine Patientin, er fürchtete den Ausbruch eines Nervenfiebers.

Hilda lag still da. Aber plötzlich begann sie schneller zu atmen, eine unheimliche Angst malte sich in ihren Zügen; sie wurde unruhig.

„Wo ist Gottfried?" murmelte sie. „Warum kommt er nicht? — Nein, Herr Baron, Sie nicht! — Was wollen Sie? — Sie lügen! — Jetzt kommt er! — Wo warst du so lang? — Ich habe mich nach dir gesehnt! — Mein Vater fragte mich, ob er meiner ebenbürtig sei. — Du

willst fort, nein, nein — ich lasse dich nicht! — du darfst nicht fort, nie! Nie! —"

Mit ernstem Gesicht stand der Arzt an dem Krankenlager, fühlte den Puls der Unglücklichen und zuckte bedenklich die Achsel. — — — —

Drunten im Dorfe, auf seinem Zimmer saß — Gottfried, das Haupt auf den Tisch gestützt, die Arme um das siedende Gehirn geschlungen. Er jammerte nicht, er weinte nicht. —

Rang verloren, Zukunft verloren, Ehre verloren, Liebe verloren, alles verloren!

Alles? — Nein, noch nicht alles! Noch besaß er ein unerschütterliches Gottvertrauen! Der da oben über den Sternen, der alles weiß, der in den Herzen der Menschen liest, als wären sie ein aufgeschlagenes Buch, dieser wußte, wie unschuldig Gottfried war, dieser war ewig gerecht, dieser würde ihm beistehen, den Schatten zu verjagen, den man auf seine Ehre geworfen hatte.

Makellos wollte, mußte er wieder dastehen, die Ehre mußte er retten, die Liebe mußte er retten, das andere sollte die Welt nur behalten!

Gottfried richtete sich auf. Heute wollte er noch abreisen in die Residenz und morgen schon wollte er seine Schritte beginnen, um zu retten, was zu retten war.

Ein neuer Kampf lag ihm jetzt ob, ein Kampf gegen den Strom der Bosheit, der

Verleumdung. Siegen mußte er in diesem Kampfe, denn Gott war gerecht!

Der Mutter, der Schwester wollte er nichts mitteilen. In aller Stille wollte er fort, eine schriftliche Entschuldigung zurücklassen, daß ihn unvermutete Geschäfte plötzlich in die Residenz zurückriefen.

Er lachte bitter auf.

Ja, unvermutete Geschäfte! Wichtige Geschäfte! — — —

Achtes Kapitel.

Das geschäftige Leben und Treiben, das sonst in den Abendstunden in der Centrale des Landes zu herrschen pflegte, erlitt heute bedeutenden Eintrag durch einen schweren Gewitterregen.

Unter den nicht sehr zahlreichen Passanten befand sich ein Mann, der an dem Unwetter gar keinen Anstoß zu nehmen schien. Der Regen klatschte ihm ins Gesicht, er achtete es nicht; die Nässe drang durch seine Kleidung, er fühlte es nicht; das Wasser stand zollhoch in den Straßen, er sah es nicht.

Dieser Mann war Gottfried.

Nicht rechts, nicht links sehend, wanderte

er seines Weges, bis er endlich an dem Hause angelangt war, in welchem er wohnte. Sein Hausherr stand unter der Thüre und wünschte ihm „guten Abend" — er hörte es nicht.

Langsam stieg er die Treppe hinauf, verfügte sich in sein Zimmer, machte Licht und wechselte die Kleider. Stumm, in tiefen Gedanken schritt er noch eine Weile auf und ab, dann aber öffneten sich seine Lippen zu einem bitteren Selbstgespräch:

„Wie sie mir aus dem Wege gehen die Heuchler; sie fliehen vor mir, als ob ich die Pest im Leibe hätte! Ja sonst, als ich der mächtige Herr war, da rissen sie den Hut vom Kopf, machten ihre Aufwartung und empfahlen sich meiner Gewogenheit. Jetzt, da ich nichts mehr bin, jetzt zucken sie verächtlich die Achsel, nehmen sich kaum Zeit, mir zu erwidern, keiner will mir Rede stehen, keiner Aufschluß geben — aus Menschenfurcht. Sie scheuen es, mit mir, dem Gebrandmarkten, zu verkehren, natürlich, wie leicht könnte es ihnen übel gedeutet werden und sie von Amt und Brot kommen. Feige Kreaturen, keine Männer, das sind sie alle! Und ich, ich kann den Knoten nicht lösen, wenn mir niemand das Seil halten will; ich kann den Schleier nicht lüften, wenn mir niemand die Leiter stützt; ich kann den Schurken nicht entlarven, wenn er mir ein Gespenst bleibt! —"

Er nahm Platz an seinem Schreibtisch und versank in dumpfes Hinbrüten. — —

Sechs Tage war er schon in der Hauptstadt, sechs Tage lang arbeitete er daran, seine Ehre wiederherzustellen — aber vergebens! Mit welch' zuversichtlichen Hoffnungen war er gekommen! Er wollte hintreten vor seinen Monarchen, wollte ihm schwören, es wäre kein wahres Wort an allen jenen Gerüchten, allein — man hatte ihn gar nicht vorgelassen! Ihm, der sonst hier zu befehlen gewohnt war, hatten die Lakeien bedeutet, er habe nichts mehr da zu suchen. Niedergeschlagen war er davongeeilt, um — wiederzukommen; nochmals versuchte er, zum Könige zu gelangen — nochmals wurde er abgewiesen und zwar diesmal noch beleidigender — Baron Prankenfels hatte die Bedienten gar genau instruiert!

Daraufhin wollte Gottfried nun einen anderen Weg einschlagen; er wollte seine Freunde — so nannten sich ja gar viele, als er noch in seiner Macht war — aufsuchen, um über den Urheber jener verleumderischen Gerüchte Erkundigungen einzuziehen; aber er fand nur verschlossene Thüren und verschlossene Herzen. Nicht ein Wort des Trostes hatte man für ihn in seinem qualvollen Zustand; nicht eine sachdienliche Mitteilung ließ man ihm zu teil werden. Man wußte wohl, warum. Man erinnerte sich recht gut, wer es gewesen, der jene Gerüchte in Umlauf

gesetzt hatte, daß es — Baron Prankenfels gewesen sei; aber man hütete sich, den Namen desjenigen zu nennen, der jetzt ein mächtiges Wort am Throne zu reden hatte. Ja, sie alle verurteilten Gottfried, und wenn ihn auch einer oder der andere heimlich bedauerte, einen Fehler sahen sie alle an ihm und diesen konnten sie ihm nicht verzeihen; eben den, daß er gestürzt war und ihnen nicht mehr nützen konnte. —

So stand es in der Stadt. Draußen allerdings in Zechendorf, im Kreise seiner Angehörigen und im Schlosse, glaubte man nicht an seine Schuld.

Es war ja bald bekannt geworden, auch in dem Dorfe da draußen, daß der vornehme Herr Haugenstein in Ungnade entlassen worden sei.

Mutter Haugenstein nahm die schreckliche Nachricht unerwartet ruhig auf, Sophie jedoch wollte sich schier die Augen aus dem Kopfe weinen. Die Mutter suchte sie zu trösten und ihrem Friedl hatte sie einen liebevollen Brief gesandt, der folgenden Wortlaut hatte:

„Ich setze an die Spitze, mein Sohn, daß ich nicht einen Augenblick an Deine Schuld glaube. Die Welt ist falsch und hat Dich verleumdet: das Herz Deiner Mutter ist treu und verehrt Dich. Die Welt hat Dich gestürzt: das Herz Deiner Mutter erhebt Dich. Die Welt hat Dich mit Undank gelohnt: das

Herz Deiner Mutter lohnt Dich mit Liebe. Die Welt hat Dich aus ihr verstoßen: an dem Herzen Deiner Mutter findest Du Raum Darum laß' die Welt und ihre Eitelkeit — komm' zu Deiner Mutter!" — —

Allein Gottfried kam nicht. — —

Der Hochzeitstag von Sophie und Leo war verschoben worden; die beiden wollten und konnten unter Verhältnissen, bei welchen allen das Herz so schwer war, sich nicht der Freude hingeben.

Leo ging nachdenklich seiner Arbeit nach. Er mußte sich mit aller Kraft zusammennehmen, um sich den Geheimbündlern gegenüber nicht zu verraten. Denn diese jubelten bei der Kunde von Gottfrieds Sturz, da in ihm ihr ärgster und gefährlichster Gegner aus dem Felde geschlagen war, er, der ihre Pläne erfolgreich durchkreuzt hatte, der das Staatsschiff als wichtigster Diener des steuernden Monarchen gegen den Strom zu lenken gewußt! Die Parteigenossen feierten diesen willkommenen Untergang ihres Todfeindes durch ein wüstes Zechgelage, an welchem auch Leo teilzunehmen gezwungen war. Bei demselben hatte nun der Agitator eine lange Rede gehalten, worin er darzulegen versuchte, daß ihm das Verdienst von Haugensteins Entlassung zukomme. Bei den meisten seiner leichtgläubigen Zuhörer, welche ja immer alles für zweifellos

wahr halten, was von ihren Agitatoren gepredigt wird, fand er stürmischen Beifall. Aber für Leo lag eine handgreifliche Lüge vor, denn sein ruhiger, klarer Kopf deckte Dutzende von Widersprüchen in Grunwalds Ansprache auf.

Nein, der echte Verleumder mußte anderswo gesucht werden; und Leo vermutete ihn in — Baron Prankenfels. Wohl mehr aus persönlicher Abneigung, als aus thatsächlicher Überzeugung knüpfte Leo diese Meinung an die Nachricht, daß der Baron Gottfrieds Nachfolger geworden sei. Auch Sophie, mit welcher er hierüber sprach, schloß sich seinem Verdachte an und Leo riet ihr, Komtesse Hilda ins Vertrauen zu ziehen und sie zu ermuntern, den Baron mit aller Vorsicht auszuforschen.

Prankenfels befand sich ja immer noch auf dem Schlosse. Wie ein Ertrinkender klammerte er sich an den Strohhalm, an die Hoffnung, Hilda werde sich jetzt, da der Nebenbuhler gestürzt, ihm zuneigen. Allein die Komtesse war für ihn nicht zu sprechen, sie war ja immer noch unwohl.

Sophie hatte dem Rate ihres Bräutigams Folge geleistet. Sie hatte ihre Freundin aufgesucht und ihr im Laufe des Gespräches Leos Verdacht mitgeteilt. Hilda fand hiermit nur bestätigt, daß auch andere so dachten, wie sie. Denn sie wußte noch ein gravierendes Moment:

das geheimnisvolle Verschwinden von Gottfrieds Broschüre zu gleicher Zeit mit der Abreise des Baron damals.

Bei dieser Gelegenheit hatte die Komtesse ihrer lieben Sophie überdies ihr ganzes Herz aufgedeckt, hatte ihr gestanden, wie unendlich lieb sie Gottfried habe, wie sie um ihn leide, wie es sie schmerze, daß er ohne Abschied von ihr gegangen sei, daß er ihr nicht schreibe, sondern sie in stiller Verzweiflung dahinleben lasse; sie hatte der Freundin gelobt, daß sie alles, was in ihrer Macht stünde, aufbieten werde, ihn zu retten, und wenn dies nicht gelingen sollte, trotzdem nie aufhören werde, ihn zu lieben!

Sophie machte die Hilda aufmerksam, um wie viel wahrscheinlicher es dadurch werde, daß Prankenfels dem Gottfried Nachstellungen bereitet habe, da er doch selbst Absichten auf sie hege.

„Ich glaubte, der Baron wüßte nichts von meiner Liebe zu deinem Bruder!“ hatte Hilda entgegnet.

„So dachte ich auch von meiner Liebe zu Leo,“ hatte Sophie erwidert, „und doch wußte es die ganze Welt, und man war gar nicht besonders überrascht, als ich mich verlobte. Ich will dir offen gestehen, Hildchen; ich hatte schon lange gemerkt, daß ihr zwei euch nicht gleichgültig seid!“

„Du hast recht, Sophie; die Liebenden glauben

sich überall allein und merken gar nicht, daß sie sich verraten. — Aber den Baron muß ich ausforschen, wie soll ich das nur anstellen?"

„Ich wüßte es schon."

„Nun, wie meinst du?"

„Wenn du dich etwas verstellen würdest und dich dem Baron scheinbar gar nicht mehr abgeneigt zeigen, ich wette, es ließe sich ihm alles entlocken, wenn er sich etwas Unrechten bewußt ist; er ist ja recht einfältig, der Baron, wenigstens uns Frauen gegenüber."

Hilda hatte überlegend ihr Köpfchen hin und her gewiegt.

„Und glaubst du, daß ich das thun darf, ohne die Treue zu meinem Gottfried zu verletzen?"

„Wie kannst du da zweifeln, Hilda! Es ist ja zu seinem Besten!"

„Gut; dann will ich es derart versuchen, und weh dem Baron, wenn er Selbstverrat begeht!" — —

Hätte Gottfried, der immer noch in stummer Qual an seinem Schreibtische saß und peinigenden Gedanken nachhing, nur im geringsten ahnen können, daß dort, wo er es nicht im entferntesten vermutete, der Faden zu seiner Rettung gesponnen wurde, er hätte sich gewiß nicht für so verlassen gehalten, als er es in diesem Augenblicke wähnte.

„Nirgends Hilfe, nirgends Teilnahme!“ murmelte er düster für sich hin. „Es bietet sich mir keine, keine Aussicht auf Erfolg — ich muß diese nutzlosen Versuche aufgeben. Man verurteilt mich, man lästert mich — ich muß es geschehen lassen, muß es schweigend dulden, ich kann nicht rufen: Gebt mir Beweise für Euere Behauptungen! Denn einer will es vom andern gehört haben, keiner will die Wahrheit vertreten, aber geglaubt wird es von allen. Und so reiht sich eine endlose Kette aneinander, deren Anfang zu ermitteln mir nicht gelingen will. Nein, es gelingt mir nicht; fahrt wohl denn, ihr schönen Träume! Ich stehe verachtet in der Welt, verleumdet, verraten, verleugnet, mit Undank gelohnt! Wohlan denn — für mich ist kein Raum mehr in der schnöden Welt: Mutter, ich folge deinem Rufe, an deinem Herzen will ich vergessen und — verzeihen lernen!“ —

Gottfried hatte in seiner Erregung ganz überhört, daß es mehrmals an seiner Thüre gepocht hatte, dann aber, ohne seine Erlaubnis, ein hoher, stattlicher Mann eingetreten war, der ihn schweigend in seinem Selbstgespräch belauscht hatte und jetzt hinzufügte:

„Wenn ich wirklich überflüssig wäre in der Welt.“

Gottfried fuhr erschreckt empor.

„Ah, Sie sind es, verehrter Herr Staats-

rat," rief er mit fliegendem Atem. „Sie verschmähen es nicht, mich, den Entlassenen, aufzusuchen?"

„Nein, junger Heißsporn," erwiderte Graf Prechtenrod, „ich wünsche sogar an Ihrem Tische hier Platz zu nehmen und ein Stündchen mit Ihnen zu plaudern."

Gottfried atmete tief auf.

„Wenn alle so wären, wie Sie!" sagte er dankbar.

„Nun, mein lieber Freund," begann der Staatsrat, „dann würden Sie zunächst viel Tadel zu hören bekommen; denn ich muß Ihnen sagen, daß ich mich ein wenig in Ihnen getäuscht habe. Erschrecken Sie nur nicht und hören Sie! — Als ich Ihnen damals in Zechendorf das bewußte Schreiben übergab und ich Sie so bleich und matt vor mir liegen sah, da dachte ich mir: Thut mir recht leid, der brave Mann, aber er wird sich schon wieder erholen, so weit ich ihn kenne, und als geschulter Diplomat die Sache sich einfach entwickeln lassen. Allein in dieser Beziehung habe ich mich in Ihnen getäuscht. Sie sind nicht ruhiger geworden und haben die Sache nicht ruhig gähren lassen, sondern Sie wollten gleich Brot haben, ehe der Teig fertig war. Sie sind hierher geeilt, als wollten Sie die Residenz stürmen, sind von Haus zu Haus gelaufen und haben die Leute ausfragen wollen

— kurz, Sie machten Anstrengungen, als ob Sie das Schicksal regieren wollten. Gemach, junger Freund! Statt sich aufzuregen, thäten Sie besser, Sie machten eine Reise nach Italien oder wer weiß, wohin, und wären lustig und guter Laune, denn einen so unerwarteten Urlaub bekommen Sie in Ihrem ganzen Leben nicht wieder!“

Gottfried hörte den Staatsrat offenen Mundes an.

„Nun ja,“ fuhr dieser lächelnd fort; „ich gebe schon zu, daß Ihnen mein Rat etwas bizarr erscheinen mag; aber mein Gott! Sie müssen eben bedenken, daß ich schon nahezu vierzig Jahre mit der Diplomatie vertraut bin, und da wird der Blick in den Gang der Staatsmaschine allerdings etwas klarer, als Sie, junger Freund, wohl glauben mögen. — Sehen Sie, als Sie Ihr Amt seinerzeit angetreten haben, beobachtete ich Ihr Gebahren und erkannte bald genug, daß Sie unter unseren Zeitverhältnissen die rechte Schraube am rechten Platze waren: kühn, selbstvertrauend, unternehmend, pflichteifrig, ehrgeizig, im allgemeinen weichen Herzens, im Fall der Not jedoch rücksichtslos. Das gefiel mir an Ihnen. Ich sah wohl auch Ihre Schwächen, von denen ich jedoch voraussetzte, daß sie sich im Laufe der Zeit abschleifen würden. Ihr blindes Menschenvertrauen gehörte namentlich

dazu; nun, Sie haben sich während Ihrer Thätigkeit oft genug in den Menschen getäuscht und Sie sind schon vorsichtiger geworden, ich weiß es recht wohl. Von Ihrem Übereifer und Ihrem hastigen Temperament hoffte ich ebenfalls Milderung; damit jedoch steht es noch nicht ganz richtig. Allein, im ganzen waren Sie genau der Mann, der an jenen Posten gehörte; Sie sind jetzt durch Intriguen gestürzt — was thut das? Glauben Sie, es ist so bald der richtige Ersatz für Sie gefunden? Nein, mein Lieber, dann sind Sie im Irrtum; ein Mann, wie Sie, ist nicht gleich wieder gefunden. Und was ist die Folge, die notwendige Folge? Man wird allerhöchsten Orts bedenklich, man wird den entstandenen Verlust bald merklich fühlen, es kann noch einige Zeit verstreichen mit nutzlosen Versuchen, die entstandene Lücke richtig zu decken, allein schließlich greift man — auf Sie zurück!"

Der Staatsrat schwieg und lehnte sich erwartungsvoll auf seinen Sitz zurück.

Gottfried zweifelte aber doch sehr an der Wahrscheinlichkeit eines solchen Ereignisses und erwiderte daher:

„Sie wiegen mich ja auf das schönste in unrealisierbare Träume, bester Herr Graf!"

Prechtenrod lächelte.

„Immer noch ungläubig?" sagte er. „Ich verdenke es Ihnen nicht, mein Lieber. Sie

wissen ja nicht, was ich weiß, und sehen ja nicht, was ich sehe. Das ist aber folgendes. Es ist noch nicht gar lange her, daß sich Seine Majestät entschlossen haben, Sie zu entlassen und den Baron Prankenfels mit der Leitung Ihres bisherigen Amtes zu betrauen. Gleichwohl sind Seine Majestät seit dieser Zeit ernst und verschlossen, und ich merke recht wohl, daß der Monarch über die Führung seines geheimen Sekretariats ungehalten ist, daß er außerdem einen wirklichen vortragenden Rat entbehrt, denn ich weiß, die Zeiten sind ernst. Jener Herr Prankenfels ist nie und nimmer der Mann, der an jenen Posten taugt. Warum sich Seine Majestät überhaupt dazu entschlossen haben, gerade ihn zu Ihrem Nachfolger zu ernennen, ist mir nicht recht klar. Baron Prankenfels besitzt zwar die nötige Vorbildung, indessen hat er bis jetzt seine ganze Thätigkeit darauf beschränkt, sein väterliches Erbe unter die Menschheit zu bringen. Indes ist der Grund seiner Berufung vollständig gleichgültig; es genügt für Sie die Thatsache, daß Prankenfels sich nicht lange des Vertrauens Seiner Majestät erfreuen wird. Im übrigen scheint der Baron ohnehin wenig Vertrauen zu sich selbst zu besitzen; er geht den Geschäften aus dem Weg und hat gegenwärtig einen Urlaub „wegen angegriffener Gesundheit“. Er ist in Zechendorf zurückgeblieben und angelt, wie ich

höre, nach der reichen Komtesse Hilda — — — was ist Ihnen, bester Freund? Ist Ihnen nicht wohl? Doch? Ich dachte nur! — — Ja, also, er macht dort, wie gesagt, Versuche, sich eine reiche Braut zu erobern, und ich bin überzeugt, damit beendet er sofort seine ganze diplomatische Karriere. — Kurz und gut, ich sehe voraus, die Ereignisse werden dazu drängen, auf Sie wieder zurückzugreifen, darum: Kopf hoch und die Dinge, die da kommen sollen, ruhig abwarten! — — Aber mir scheint doch, verehrter Freund, es ist Ihnen nicht ganz wohl! Sie sollten sich die ganze Geschichte nicht so zu Herzen nehmen, und jetzt werde ich mich zurückziehen, damit Sie zur Ruhe kommen. Wir sehen uns morgen wieder. Hoffentlich sind Sie dann schon in besserer Stimmung, lieber, junger Freund!" —

Gottfried dankte vielmals für den trostreichen Besuch und geleitete den Staatsrat bis vor die Thüre; dann aber kehrte er zurück in sein stilles Zimmer und überdachte lange noch in die Nacht hinein die Wahrscheinlichkeit der Berechnungen jenes ergrauten, vielerfahrenen Diplomaten. —

Komtesse Hilda hatte sich an diesem Tage bedeutend wohler gefühlt. Die Aufregung über den unheilvollen Zwischenfall hatte nachgelassen und ihr Entsetzen über das unglückliche Schicksal ihres geliebten Freundes tönte jetzt in eine stille

Wehmut aus, deren Nachhall in ihrem Herzen immer wieder den einen Gedanken wachrief: Helfen dem armen Gottfried!

Hier gab es nur ein einziges Mittel, nämlich: den Verleumder zu eruieren. Sie hätte ja wohl ihrem Gottfried schreiben können: „Komme nur wieder zurück; Deine Hilda liebt Dich auch im Unglück!" — Allein sie wußte, daß er diese Hilfe nicht als solche betrachten würde, ein solches Ansinnen nie erfüllen würde, denn er war stolz und würde das Geschenk ihrer Liebe nie annehmen, er wollte sie ja verdienen, ihrer würdig sein!

Und so mußte denn Hilda den Versuch wagen, Baron Prankenfels auszuforschen. Ha, wenn es ihr wirklich gelingen sollte, ihm sein Geheimnis zu entlocken! Wahrlich, dieser Triumph wäre der Anstrengung wert, Interesse für den Baron zu heucheln! — Aber die Kunst der Verstellung war so schwer! Wenn Hilda aus der Rolle fallen würde, wenn der Baron ihre Absicht merken würde? — Und doch; was lag daran, wenn der Versuch nicht gelingen sollte! Ja, sie wollte, sie mußte es wagen! — Ihre Gedanken flogen der Wirklichkeit voran; sie sah den Baron zitternd vor sich, dann in Zorn, in Wut geraten, ihr drohen, sie vielleicht gar thätlich angreifen — ja, es war ein gefährliches Spiel, Hilda bedurfte eines Schützers. Wer sollte es sein? Hatte

nicht ihr Vater einst zu ihr gesagt: „Vergiß nicht, daß dir meine väterliche Hilfe jederzeit zur Seite steht!" — Ja, an ihn wollte sie sich jetzt wenden, ihn in das Geheimnis einweihen, ihn um seinen Schutz bitten.

Hilda erhob sich; ihr Vater war um diese Zeit stets im Lesezimmer; dort suchte sie ihn auf.

Der Graf war nicht wenig überrascht, seine Tochter so wohl vor sich zu sehen.

„Du getraust dir aber viel zu, Hilda," meinte er warnend; „hat dir der Arzt erlaubt, das Zimmer zu verlassen?"

„Ich bin nicht mehr krank, Vater."

„Glaubst du?"

„Nein, ich fühle mich wieder kräftig."

„Gut; was führt dich zu mir?"

„Ein Anliegen, Papa."

„Und das wäre — —?"

„Lieber Vater, es läßt mir keine Ruhe, daß mein Gottfried so unverdient in Ungnade gefallen ist."

Des Grafen Stirne verdüsterte sich; aber er wollte seine Tochter noch schonen.

„Er wird sich schon zu helfen wissen," sagte er abweisend.

„Nein, mein Vater; er folgt nicht der rechten Spur, er hegt nicht den Verdacht, welchen ich und andere hegen onst wäre er nicht in die

Residenz, sondern er wäre hier, hier in unserem Schloß!"

„Wie so?" fragte der Graf gespannt.

„Weil er — den Baron Prankenfels zur Rede stellen müßte!"

„Kind, was sprichst du da; was bringt dich auf diese Vermutung?"

„Gewichtige Gründe, Vater; aber ich habe allerdings nur Verdacht und keine Gewißheit; letztere möchte ich mir verschaffen und bitte um deine Hilfe."

Der Graf war aufgestanden und durchmaß unruhig das Gemach. Also seine Tochter hing so unerlöschlich an jenem Haugenstein! Das war schlimm, aber wer konnte es ändern? Er, Hilda's Vater, konnte ja seinen Willen geltend machen — und seine Tochter unglücklich! Nein, das wollte der Graf nicht. Ja, wenn Haugenstein doch noch in seiner Stellung gewesen wäre! Der ehemalige Geheimrat war ja wirklich ein liebenswürdiger, genialer Mensch. Aber so, so war gar keine Aussicht, nein und abermals nein. — Hilda wollte ihm also helfen, sich zu rechtfertigen; sie warf einen abscheulichen Verdacht auf den Baron! Hm, wenn sie recht hätte, wenn Haugenstein wieder in Amt und Würden eingesetzt werden könnte; dann — dann ließe sich die Sache am Ende regeln. Ein Adelsdiplom für den Haugenstein wäre ja schließlich nicht so schwer

zu erlangen, so daß wenigstens teilweise auch die formellen Schwierigkeiten beseitigt waren!

Graf Zechendorf blieb stehen und sah seine Tochter mit einem langen Blicke an:

„Hilda,“ sagte er endlich, „glaubst du etwas Wesentliches zu erreichen?“

„Ich habe Zuversicht genug, Vater.“

„Gut, Hilda, vergiß nicht, daß du meine Tochter bist, daß die Ehre unseres Hauses jeder anderen Rücksicht vorgeht — und jetzt sage mir, was du thun willst!“

Hilda warf sich an seine Brust:

„Ach, ich wußte ja, daß du mir beistehen würdest, guter, lieber Papa! Nun höre! Ich will mich so stellen, als ob ich dem Baron jetzt nicht mehr so abgeneigt wäre, wie früher; ich will ihn zu mir bitten, ihn in ein Gespräch verwickeln und mich recht zutraulich zeigen. Dadurch will ich ihn sorglos machen, dabei werde ich die Rede auf seine Beförderung bringen und auf Haugensteins Sturz und werde versuchen, ihm die wahren Gründe von beidem sowie die Art und Weise desselben herauszulocken. Dann werde ich ja sehen, ob er oder ein anderer es war, der meinen Gottfried so grundlos verdächtigte. Haben wir aber den Urheber der Verleumdungen, dann kann ihn Gottfried zur Rechenschaft ziehen, sich rechtfertigen, er wird wieder in Ehren dastehen — und meiner würdig sein, Vater!“

„Nun,“ sagte dieser, „und was soll ich dabei thun?“

„Du sollst hier im Lesezimmer bleiben, Papa; ich werde mit dem Baron nebenan im Empfangssalon mich in der angegebenen Weise unterhalten. Durch die dünne Portiere hier kannst du jedes Wort vernehmen; vielleicht wird es nötig, daß ich einen Zeugen habe oder gar deiner persönlichen Hilfe bedarf. Dann werde ich nur die Thüre zu öffnen brauchen und du bist bei mir!“

Sie schmiegte sich so bittend an ihn, daß der Graf nicht widerstehen konnte.

„Es soll geschehen!“ sagte er. „Aber nochmals rufe ich dir ins Gedächtnis: vergiß nicht, wer du bist!“

„Nein!“ sagte sie fest — und ging. — —

Im Empfangssalon nahm sie Platz und klingelte. Ein Diener erschien.

„Rufen Sie mir Herrn Baron Prankenfels!“ — —

Der Baron, auf seinem Zimmer mit Lektüre und Cigarettenrauchen beschäftigt, lächelte wie ein Sieger, der den Degen seines gefangenen Gegners in Empfang nimmt, als ihm der Diener die Einladung zu Komtesse Hilda überbrachte, und kam sofort dem ergangenen Rufe nach. —

Mit triumphierender Miene näherte er sich dem sinnend dasitzenden Mädchen.

„Gnädigste Komtesse haben mich verlangt?“ sagte er mit gemessener Verneigung.

„Jawohl, Herr Baron,“ erwiderte Hilda mit gewinnender Freundlichkeit. „Ich beginne mich einsam zu fühlen. Wollen Sie Platz nehmen?“

„Ihre gestörte Gesundheit ist hoffentlich gebessert, gnädigstes Fräulein?“

„Ich danke, ja; nur verlange ich nach Zerstreuung.“

„Ich hoffe, Sie langweilen sich nicht in meiner Gesellschaft.“

„Zu bescheiden, Herr Baron! Ein Mann, wie Sie, der die halbe Welt abgereist ist, wird doch ein unerfahrenes Mädchen zu unterhalten imstande sein.“

„Ganz abgesehen von mir,“ erwiderte der Baron geschmeichelt; „gnädigstes Fräulein selbst besitzen ja die reizendste Gabe, zu unterhalten.“

„Sie machen Elogen, Herr Baron! Lassen wir das! Sie waren, wie Sie einmal sagten, im vorigen Winter in Paris?“

„Zu dienen, gnädigstes Fräulein. Ich versichere Sie, dieses Paris ist die großartigste Stadt des Kontinents. Ah, Sie sollten die Tuilerien sehen, ein Schloß ohne gleichen! Es besteht aus fünf Pavillons und vier Corps de Logis; der Haupteingang ist vom Carousselplatz aus; die schönste Fronte geht nach dem mit zwei Terrassen von nahezu dreihundert Schritt Länge

eingefaßten Garten — herrlich! Dann das Louvre, das ehemalige Palais royal, der Palast Luxemburg und so weiter. Dann die berühmte Kathedrale de notre Dame, das Pantheon; ferner die unzähligen Theater; vor allem die französische Oper, das französische Theater, die italienische Oper, diese als der Sammelplatz der ersten Pariser Gesellschaft; dann die herrlichen Boulevards, das Boulogner Wäldchen — kurz, gnädigstes Fräulein würden staunen, staunen über die Herrlichkeit der Welt, wenn Sie Paris besuchen würden!" —

„Ich begreife Ihr Entzücken, Herr Baron; Sie begaben sich dann nach Wien, nicht wahr?"

„Gewiß, gnädigste Komtesse; ich sage Ihnen, ich war enttäuscht! Kolossaler Unterschied! Ganz anderer Ton hier in der Gesellschaft. Schon die Küche ist eine ganz andere — bei einem französischen Diner vermöchte ich mich über den Verlust eines halben Vermögens zu trösten, so delikat, pikant, appart, wissen Sie! Und die exquisiten Weine: Bordeaux! Pont à Mousson! Aaah —! Nun, Weine sind in Wien zwar auch zu trinken, was eben ein feuriger Ungar ist; aber die Speisen sind so süßlich, fettig und klebrig — mein Geschmack nicht! — Die Stadt selber kann gar keinen Vergleich mit Paris aushalten. So hat dieses Wien keine einzige nur etwas gerade Straße, und die vielen, mitunter sogar herrlichen Gebäude und Paläste fallen da-

her gar nicht in die Augen. Nun, ich erwähne die Burg, das Burgtheater, das Kärnthertheater — von der Stephanskirche werden gnädigstes Fräulein wohl schon gehört haben, dann vom Prater, vielleicht auch vom Schönbrunner Schloß; hier sind die weitläufigen Gartenanlagen sehr reizend, von den Wienern sehr stark besucht, aber gegen die Versailler Gärten zum Beispiel ..."

Der Baron verbreitete sich noch des weiteren über die Vorzüge französischer Gärtnerei u. s. w., und Hilda ließ ihn reden; ihr erster Zweck war ja, den Baron, den sie bisher so schroff und kalt behandelt hatte, gesprächig zu machen und sein Zutrauen zu gewinnen.

„Und was sagen Sie zu unserer Residenz?" warf sie ein, als Prankenfels zu Ende war.

„Je, nun," erwiderte er achselzuckend, „steht so in der Mitte. Kann sich an Größe mit jenen Weltstädten nicht messen, aber was Kunst anbetrifft, steht sie ihnen nicht viel nach. Außerdem giebt es Amüsement genug, besonders ganz reizende diners à deux in den lauschigsten châmbres séparées! Hähähä!" — Er lachte anhaltend, drückte das Monocle kunstgerecht ins Auge und benützte die Gelegenheit, etwas näher an Hilda heranzurücken.

„Sie Schelm!" drohte Hilda und wandte sich ein wenig ab.

„Ja, wenn man in der rauschenden Welt

leben muß," plauderte der Baron weiter, „und gelangweilter Junggeselle ist, beginnt das Leben bald eintönig zu werden; man sucht sich dann aus der großen Gesellschaft eine kleinere heraus, dann aus dieser kleineren wieder eine kleinere, und schließlich die kleinste — das ist ein hübsches, munteres Mädchen. Natürlich, wenn man einmal Ehemann ist, dann ist das Ding ja anders!"

„O, die Männer! die Männer!" schmollte Hilda.

„Bitte, bitte, gnädigste Komtesse; ich könnte gerade so gut ausrufen: O, die Frauen! die Frauen!"

„Mit welchem Recht, Herr Baron?"

Dieser rückte schnell wieder ein Stück näher und suchte seiner Stimme einen möglichst weichen Klang abzugewinnen, als er sagte:

„Die Mädchen machen es wie die Männer: wenn sie einen Mann recht gern haben, dann schäckern sie mit einem andern — ist's nicht so, gnädiges Fräulein?"

Hilda spielte möglichst getreu die Verlegene.

„Ah!" rief der Baron zutraulich; „Fräulein verraten sich jetzt!"

Schnell rückte er wieder etwas näher, und Hilda fühlte die Entscheidung herannahen.

„Und Sie sich mit!" flüsterte sie ihm zu.

„Ich für meinen Teil, will Ihnen offen gestehen, Hilda — ich ärgerte mich ein wenig,

daß Sie mit jenem Herrn — — Haugenstein so zärtlich thaten!“

„Ei!“ rief Hilda anscheinend belustigt; „cher baron waren ein wenig eifersüchtig!“

„Sie haben recht, teure Hilda.“

Der Baron suchte nach ihrer Hand.

„Wie komisch von Ihnen, Baron, zu glauben, ich — —“

„Natürlich,“ fiel dieser ein, „es muß Ihnen komisch erscheinen; denken Sie sich nur, ich bildete mir ein, Sie liebten jenen Haugenstein.“

Hilda lachte laut auf, aber ihr Herz klopfte stürmisch.

Der Baron stimmte in ihr Lachen ein.

„Jetzt sehe ich ein,“ flüsterte er, „wie thöricht ich damals war. Ich, der ich doch so viel Erfahrung in diesen Dingen besaß, habe mich gründlich in Ihnen täuschen können!“

„Eine Frau ist klüger als zehn Männer, wenn es sich um ihr Herz handelt!“

„Das unterschreibe ich sofort, reizende Hilda! Hätte ich doch nur einigermaßen ruhig überlegt, ich hätte mir doch sagen müssen, daß Sie gar nicht daran dachten, sich für den Parvenü da, den Abkömmling einer obscuren Familie, ernstlich zu interessieren; es war eben nur eine kleine, vorübergehende Liaison — — —“

„Na—tür—lich!“

Hilda spielte kokett mit einem Fächer.

„Um mich nur noch mehr zu reizen, dies anscheinend kalte Herz zu erobern," ergänzte der Baron. „Sie haben Ihren Zweck erreicht, süße Hilda. Ich sagte mir, ich könne nicht mehr ohne Sie leben, und dieser Gedanke quälte mich, machte mich eifersüchtig auf meinen vermeintlichen Nebenbuhler, ich sann auf Mittel ihn zu beseitigen, ich wurde erfinderisch, und es gelang mir —"

Hilda litt fürchterlich; sie atmete kaum mehr.

„Ihre Geschichte belustigt mich, cher baron; wie machten Sie das, es mußte Ihnen doch schwer fallen?"

„Glauben Sie, angebetete Hilda, für Sie wäre mir irgend etwas zu schwer?" rief der Baron feurig. „Sie werden sehen, daß das nicht der Fall ist! Mon Dieu, ich machte die Sache sehr einfach: ich steckte die bekannte Schrift über das „Arbeiterwohl" jenes ehrgeizigen Strebers zu mir, ging damit zu Hof, legte sie Seiner Majestät als meine Arbeit vor, sie fand Beifall; über den Haugenstein sprach ich höchst verächtlich, sagte, er halte es mit einer Geheimpartei, intriguiere gegen den Thron — voilà! Der Mann war — perdu! Hähähä ..."

Hilda sprang empor, riß ihm ihre Hand aus der seinigen, stieß ihn von sich — — das war das Werk eines Augenblicks.

„Elender...!“ rief sie zornbebend.

Der Baron war sprachlos — er starrte sie unverwandt an.

„Was — soll — das heißen?“ brachte er endlich hervor.

„Daß Sie verloren sind, Baron! — Ich — — — gehe — zum König!“

„Schlange!“ knirschte Prankenfels in ohnmächtiger Wut. „Es wird dir niemand glauben, Thörin!“

„Ich habe einen — Zeugen!“

Prankenfels erblaßte und sah sich erschreckt nach allen Seiten um. Wie festgebannt blieb sein Blick auf der hohen, gebietenden Gestalt des Grafen haften, der, aus der Portiere des Lesezimmers tretend, ihm donnernd die Worte zurief:

„Herr Baron Prankenfels — — verlassen Sie sofort mein Schloß!“ — — —

Neuntes Kapitel.

Wenn Gottfried sich auch noch nicht ganz mit seinem Schicksale ausgesöhnt hatte, so hatte ihn doch der gestrige Besuch des Staatsrats Graf Prechtenrod auf andere Gedanken gebracht.

Was ist für den Menschen, besonders wenn

ihn die Tücke seines Geschickes daniederbeugt, überhaupt süßer als die gaukelnden Bilder einer besseren Zukunft? Wer wollte es deshalb Gottfried verargen, wenn er durch die ruhigen Worte des Grafen veranlaßt von neuem anfing, zu hoffen! Es lag so eine eigene Art in der Redeweise jenes alten, erfahrenen Mannes, er sprach so einfach, so überzeugend, seine Stimme beschwichtigte die Leidenschaften und fesselte den Verstand — und das wirkte auf Gottfried.

Er saß auf seinem Zimmer und suchte sich zu zerstreuen. Das allerdings gelang ihm nicht vollständig; das Buch, welches er aufgeschlagen vor sich hatte, schien ihn weniger zu interessieren, als er es wünschte. Seine Gedanken irrten ab von der Lektüre und flogen hinaus nach — Zechendorf.

Was sie wohl thun wird? Vielleicht denkt sie an ihn, vielleicht weint sie um ihn, oder — vielleicht glaubt auch sie an seine Schuld, vielleicht verachtet auch sie ihn! Gott, wenn das der Fall wäre! Nein, so durfte sie doch nicht von ihm denken, wenn er auch ihrer nicht mehr — würdig war! Sollte er ihr schreiben, sollte er sich rechtfertigen? Er war damals davon gestürzt, ohne sie wiederzusehen; das hätte er nicht thun sollen, das warf einen Schein von Schuld auf ihn; denn warum hätte er ihren Anblick fliehen sollen, wenn er sich keines Fehls

bewußt war! Ja, er wollte ihr schreiben, er habe damals zu rasch gehandelt, sie möchte ihm seine scheinbare Flucht nicht übel deuten. Aber — — durfte er ihr denn überhaupt schreiben? Es war ja alles zu Ende zwischen ihnen, alles! Nein, er hatte kein Recht mehr auf ihre Liebe: er war ihrer nicht mehr — würdig! — Gut, er wollte ihr nicht schreiben. Sie sollte nicht glauben, er wolle betteln um das Gut, das er nicht verdiente, um ihre Liebe! Nein, das wollte er nicht: er war stolz — stolz im Glück, und — stolz im Unglück! — —

Unten durch die Straße rasselte eine Equipage. Sie hielt vor Gottfrieds Wohnhaus. Sollte der Besuch ihm gelten? — Sonst, ja sonst, als er noch mächtig gegolten bei Freund und Feind, da hatte gar manche feine Karosse da unten gehalten, und die Herren und Damen, die um seine Protektion bitten wollten, waren so demütig erschienen und hatten die schönsten Worte für ihn gehabt — aber jetzt!

Und doch — es tönten Schritte auf der Treppflur! Sollte wirklich jemand sich — herablassen, ihn, den Entlassenen aufzusuchen? Wahrhaftig, es klopfte.

Gottfried erhob sich:

„Herein!"

Die Thüre flog auf — — — war es Traum? — War es Wirklichkeit?

„Hilda — — du?“ riß sich die Frage endlich los von Gottfrieds Brust.

Sie nickte mit verklärtem Lächeln.

Er breitete seine Arme aus — er stürzte auf sie zu — er drückte sie schluchzend an sein Herz. — — —

Plötzlich riß er sich los — er trat zurück — er starrte sie regungslos an. —

„Bei — — mir?“ fragte er tonlos.

„Und das wundert dich, Herzliebster, das wundert dich?“

„Aber ich — ich begreife nicht — —“

„Daß?“

„Daß du — daß Sie — daß du — mich, gerade mich aufgesucht hast!“

„Das wundert dich, Gottfried? Glaubst du, ich bin meinem Schwure untreu geworden?“

„Aber Hilda, — gnädigste Komtesse; jener Schwur — war ein bedingter! Und die Bedingung ist nicht — erfüllt!“

„Und warum nicht?“

„Weil — ich — deiner — Ihrer — nicht mehr — würdig bin!“ —

Er sank matt auf einen Stuhl. Hilda eilte an seine Seite.

„Ach, verzeih', süßer Gottfried,“ flüsterte sie zärtlich, „es war thöricht von mir, es dir nicht gleich zu sagen, was mich hierher geführt hat, aber ich fürchtete, es würde dich zu sehr

überraschen! Jedoch eines will ich noch vorausschicken: glaubst du, ich hätte von dir jemals gelassen, auch wenn du nicht mehr von der Welt anerkannt worden wärest, glaubst du, ich hätte je nur einen Schatten von Schuld auf dich geworfen, glaubst du, ich hätte mich dir nur deshalb zugeneigt, weil du mächtig und hoffnungsvoll gewesen, glaubst du, ich hätte je aufgehört, dich zu lieben? Nein, süßer Gottfried, auch dann nicht, wenn dich die ganze Welt verleumdet, verraten und vergessen hätte — ich wäre dir mit Stolz gefolgt, wohin du mich auch geführt hättest! Aber das ist ja alles wieder anders: du stehst wieder rein und schuldlos in der Welt — — deine Ehre ist gerettet!" —

Gottfried sprang auf:

„Was sprichst du da, Hilda?"

„Du verstehst mich nicht, Gottfried," lächelte sie, „ich glaube es dir, es mußte dich ja überraschen. Aber ich bitte dich, höre mich an! — Als du damals in Zechendorf die unheilvolle Nachricht aus den Händen des Staatsrats erhalten solltest, wurde auch ich hiervon in Kenntnis gesetzt und zwar — durch einen sehr bekannten Herrn. Er sagte es mir, ich glaubte es nicht; ich eilte ins Lesezimmer, ich suchte dich, aber dich fand ich nicht, sondern dein Entlassungsschreiben! Ich hob es auf, ich las es, und meine Sinne schwanden. Ich wurde krank, ich phanta-

sierte, aber das Fieber schwand, ich wurde wieder gesund. Da dachte ich über die schändliche Verleumdung nach, die dich gestürzt haben mußte, ich fragte mich nach dem Urheber, und mein Verdacht fiel auf jenen bekannten Herrn. Auch deine Schwester, die mich besuchte, teilte meine Ansicht, auch Leo. Ich beschloß, jenen Herrn auszuforschen; es gelang mir, er ging in die Falle, er verriet sich, wie er dich gestürzt: daß er deine Broschüre gestohlen, damit bei Hof Aufsehen erregte, dich dagegen verdächtigte, verleumdete, stürzte! — Jener Elende war — Baron Prankenfels!“ — —

„Ha, dieser Schurke!“ schrie Gottfried zornglühend. „Er soll es büßen, ich will — —“

„Sei doch ruhig, Gottfried,“ bat Hilda innig.

„Nein!“ rief er, „ich will Rache —“

„Ich bitte dich, Gottfried, höre mich an — ich bin noch nicht zu Ende. — Was ich dir bis jetzt erzählte von der Entlarvung des Baron, ist gestern geschehen. Heute früh bin ich, und mein Vater weiß darum, hierher geeilt, habe um Audienz bei Seiner Majestät gebeten, habe alles wahrheitsgetreu berichtet: Baron Prankenfels ist verloren — und du — gerettet!“ —

„Hilda, einzige, engelgleiche Hilda!“ jubelte Gottfried, sie innig an sich pressend; „ich — bin — gerettet! — — Und das hast du alles, alles für mich gethan!“

Von der Macht seiner Empfindung ganz überwältigt, brachte er lange Zeit weiter kein Wort hervor. Vom Abgrund des Elends war er auf den Gipfel des Glückes geschleudert worden, dem schwachen Schimmer von Hoffnung, der ihm die Nacht der Verzweiflung bislang erhellt hatte, war plötzlich die Sonne der Verwirklichung in ihrem vollen, strahlenden Glanze gefolgt — wie geblendet stand er nun da und — zweifelte an der unverrückbaren Wahrheit.

War es denn wirklich kein Traum? War es denn möglich, daß sich alles in so kurzer Zeit umgestalten konnte?

Gottfried zweifelte plötzlich. Ha — wenn es — nicht — wahr wäre! Gerechter Gott! Wenn sie bloß aus — Mitleid hierher gekommen wäre und ihm ein — Märchen erzählt hätte von seiner Ehrenrettung, blos, weil sie ihn bedauerte, ihn aus Mitleid liebte, ihm großmütig diese Liebe zum — Geschenke machen wollte, weil er sie nicht mehr — verdiente, ihrer nicht mehr — würdig war! — Furchtbarer Gedanke! — Ja, und so wird es sein — er war getäuscht — er war betrogen! Wäre ihm nicht auch von anderer Seite Mitteilung gemacht worden, wenn er wirklich gerechtfertigt dastünde?

Gottfried überdachte nicht die Kürze der Zeit, die dem entgegen sein mußte, er fühlte

nur die grausame Möglichkeit, daß er getäuscht worden sein könnte von ihr, die ihn offenbar für recht leichtgläubig, kindisch, einfältig halten mußte. Oh, das war er nicht; er glaubte, das trügerische Spiel zu durchschauen, sein peinliches Ehrgefühl däuchte ihm verletzt; er wollte ihr zeigen, daß er nicht so thöricht war, etwas Unmögliches zu glauben; er wollte ihr zeigen, daß er auch im Unglück stolz sein könne, daß er nicht ihrer Großmut bedürfe, sein Schicksal zu tragen, daß er selbst auf die Liebe einer Komtesse verzichten konnte, wenn diese Liebe ein mitleidiges Geschenk sein sollte; er wollte nicht betteln um ein Gut, das er nicht verdiente, dessen er nicht — — — würdig war!

Fast rauh löste er sich los von ihr; seine Stimme zitterte, als er sagte:

„Gut, daß ich wieder zu mir komme; beinahe hätte ich dieses — Ammenmärchen geglaubt!"

Hilda sah ihn vorwurfsvoll an:

„Ist das — dein Dank? Warum sollst du es nicht glauben? Aber doch, ich begreife, der jähe Wechsel des Schicksals macht dich mißtrauisch; glaube mir nur, Gottfried: es ist so, wie ich dir gesagt!"

„Es ist — nicht so!" erwiderte er mit Nachdruck.

„Grausamer Mann!" rief Hilda bebend.

„Fühlst du nicht, welchen Schmerz mir dein Zweifel bereiten muß?"

„Bemühen Sie sich nicht, gnädigste Komtesse," wehrte Gottfried dumpf; „ich begreife Ihr Mitleid mit dem armen, entlassenen Geheimrat, aber ich will keine Liebe, die nur aus — Mitleid entspringt!"

Hilda fühlte nach ihrem Herzen: es drohte zu stocken.

„Du willst mich beleidigen, Gottfried, du verkennst mich — oder — — liebst du mich nicht mehr?"

„— — — Nein — gnädigste Komtesse! Ich habe Sie einstens innig geliebt, als ich noch in Macht und Ehre war. Nun bin ich gestürzt, entehrt. Sie zwar wollen barmherzig sein, wollen mir Ihre Liebe — schenken, die ich nicht mehr verdiene. Sie wußten, daß ich dieses Geschenk nie annehmen würde, daß ich zu stolz dazu wäre. Sie wollten zartfühlend sein, Sie wollten die bittere Pille versüßen, Sie ersannen jene Geschichte von meiner Ehrenrettung, und Sie hofften, ich würde Ihnen glauben, würde mit Ihnen hinausziehen nach Zechendorf und würde wieder glücklich sein. Es ist Ihnen beinahe gelungen mich zu täuschen, aber Ihr Plan ist doch zu durchsichtig, ich müßte ein Thor sein, wenn ich ihn nicht durchschaute! — Gleichwohl danke ich Ihnen für Ihr — Mitleid; aber ich lehne es ab, Ihr

großmütiges — Geschenk anzunehmen. Ich will Ihnen nichts mehr sein als die Ruine Ihrer Liebe, an welcher Sie den Wandel alles Irdischen verstehen sollen, an welcher Sie lernen können, daß die Wucht des Schicksals das festeste Gefüge mühelos zerbröckelt, daß Moder und Asche das einzige Beständige dieser Welt ist. — Ich darf Ihnen nicht mehr sein, und will Ihnen nicht mehr sein, denn ich bin Ihrer nicht mehr — — würdig!"

Hilda erwiderte lange nichts. Unsagbares Weh durchschnitt ihre Seele.

„Du — liebst — mich — nicht mehr?" sagte sie tonlos.

„— — Nein —!"

„Gottfried!"

„— — Nein!"

„Gottfried, besinne dich — — oder ich — — gehe!"

„Zürnen Sie mir nicht, gnädigste Komtesse; es muß so sein!" — —

Noch einen Augenblick schwankte sie. Sie sah ihn so flehend an, sie rang so bittend die Hände — — aber er blieb starr und unbeugsam.

Da wandte sie sich langsam.

Sie schritt der Thüre zu.

Er — ließ es geschehen! — Ließ sie von hinnen gehen, ohne zu wissen, daß er das edelste, treueste Herz der Welt achtlos von sich gestoßen!

Die Thüre fiel ins Schloß.

Er war — allein! — —

Jetzt war seine Fassung zu Ende. In stummer Verzweiflung stand er da, den Blick unverwandt nach der Thüre gerichtet, durch welche sie sich entfernt hatte. — Er atmete kaum mehr, sein Herzschlag war matt, er zitterte am ganzen Leibe. —

Drunten wurde der Wagenschlag zugeworfen, die Equipage rollte von dannen. — — —

Er hörte es — er stürzte ans Fenster — riß es auf — — — dort — dort fuhr sie dahin — — der Wagen bog um die Ecke — — sie war fort — — fort!

Der Bann, der auf Gottfried zu liegen schien, löste sich. In wildem Schmerze warf er sich stöhnend auf einen Sitz nieder, vergrub sein Gesicht in die Hände und — weinte. —

Sie war — fort. Es war zu Ende zwischen ihnen, er hatte sie von sich gestoßen und sie glaubte, er liebe sie nicht mehr! Ach, wenn sie wüßte, welch unendliches Weh ihm der Sieg über sich selbst bereitete! O, er liebte sie noch, so heiß, so innig, wie jemals — aber er durfte ja nicht mehr, er war ihrer nicht mehr — würdig! Er mußte ihrer entsagen! Er hatte es gethan; er hatte verzichtet auf ihre Liebe, weil er stolz war, stolz auch im Unglück! Aber dieser schneidende Schmerz, der jetzt seine Seele

durchwühlte, sagte ihm, wie teuer er den Sieg erkauft hatte — es war ein Pyrrhus-Sieg! — Sollte er ihr nacheilen, sollte er widerrufen? — Sie würde ihm verzeihen, würde ihn neu beglücken, er würde Trost finden in seinem Elende! Aber könnte nicht eine Zeit kommen, wo sie es bereuen würde, sich einem Manne geschenkt zu haben, den die Welt verachtete, der ehrlos dastand? Ja, sie würde kommen diese Zeit; sie würde sich elend fühlen, beide würden sich elend fühlen!

Nein, lieber allein die ganze Schwere des Schicksals tragen, als das geliebte Wesen mit ins Verderben zu reißen! Die Wunde würde schon einmal vernarben, oder es würde jener Augenblick kommen, in welchem der düstere Schatten von seiner Ehre verscheucht würde, jener Augenblick, in dem er wieder rein dastehen würde, auch in den Augen der Welt! Oder es kam jene Zeit, in der man höchsten Orts seiner wieder gedachte und sein Amt, seine Würde, die man ihm so schnöde geraubt, wieder in seine Hände zurücklegte! Dann, ja dann wollte er wieder hintreten vor sie, wollte sie fragen, ob sie eingesehen habe, daß er damals so habe handeln — müssen, und sie würde es wohl begriffen haben bis dahin. Aber dann, wenn sie noch frei war, wenn ihr Herz nicht schon einem anderen gehörte, dann wollte er wieder

werben um ihre Liebe, die dann kein mitleidiges Geschenk mehr zu sein brauchte, die er dann wieder verdienen konnte, deren er von neuem wieder würdig war! —

Zum anderen Mal fuhr unten ein Wagen vor, aber Gottfried achtete diesmal nicht darauf. Gleichwohl galt auch dieser Besuch ihm. —

„Aber, du lieber Himmel!" rief Staatsrat Graf Prechtenrod noch unter der Thüre; „wie sehen denn Sie aus, mein Lieber!"

Gottfried suchte sich zu fassen; er schüttelte herzlich die dargebotene Hand und erwiderte:

„Wenn Sie wüßten, welche schmerzliche Scene ich soeben erleben mußte!"

„Lassen wir die Erinnerung daran, verehrter Freund; es ist nicht gut, wenn sich der Mensch sein Unglück immer wieder ins Gedächtnis ruft, er leidet dann nur doppelt und dreifach. Er soll vorwärts schauen; die Vergangenheit, die abgeschlossen hinter ihm liegt, diene ihm nur als lehrreiches Exempel, wie er seine Schritte in Zukunft zu lenken habe, und der erste Grundsatz aller Lebensphilosophie ist der, daß wir nicht in nutzlose Klagen ausbrechen über das Unabänderliche. — Und wie halten es Sie, mein Bester?"

„Ich suchte mich zu trösten," gab Gottfried zur Antwort, „Ihr gütiger Besuch von gestern und Ihre zu Herzen gehenden Worte hatten

mich schon auf andere Gedanken gebracht, ich gab mich schon einer frohen Hoffnung hin — da kam ein Zwischenfall heute" — —

„Darüber später," unterbrach der Staatsrat. „Sie sagten, Sie dachten an eine Wendung zum Besseren. Wollen wir uns einmal fragen, wie lange jener Zeitpunkt noch auf sich warten lassen wird. Ich sagte Ihnen gestern, Seine Majestät seien jetzt schon verstimmt über Ihren unersetzlichen Verlust, wie lange glauben Sie, daß es noch anstehen dürfte, bis man Sie zurückruft — —?"

Gottfried saß nachdenklich da.

„Die Zeit ist unberechenbar" — sagte er dann.

„Wenn Sie aber alle Umstände, alle Möglichkeiten in Betracht ziehen, z. B. daß Seine Majestät an Ihrer Schuld zu zweifeln beginnen und Sie vielleicht zu einer Audienz berufen würden?"

„Ja, wenn das wäre — —," seufzte Gottfried.

„Nun," erwiderte der Graf, „ich hoffe, das dürfte in absehbarer Zeit eintreten!"

„Sie glauben wirklich — —?"

Graf Prechtenrod nickte zustimmend.

„Oder," begann er wieder, „setzen wir den Fall, daß Seine Majestät sich vollends von Ihrer Unschuld überzeugten." —

„Das wäre der Fall, wenn ich jenen Verleumder eruieren könnte!"

„Es wäre auch denkbar, daß dies von anderer Seite geschehen könnte!“

„Nein, das ist undenkbar, Herr Staatsrat! Ich besitze, Sie ausgenommen, keinen Freund mehr am Hofe,“ gab Gottfried mit leiser Trauer zurück.

„Sie haben leider recht, junger Freund. Es freut mich, daß Sie mich zu Ihren Getreuen zählen, und es ist auch so. Ich habe ohne Ihnen davon Mitteilung zu machen, insgeheim meine Beobachtungen gemacht und Nachforschungen angestellt, um Ihnen wieder zu Ihrer Ehre zu verhelfen —“

„Und haben Sie Erfolg gehabt? Mein Gott, wenn es so wäre —!“

„Seien Sie überzeugt, bester Freund, meine Untersuchungen hätten in Bälde zu dem richtigen Ziele geführt, ich wäre in kurzer Zeit in der Lage gewesen, Ihnen mit voller Sicherheit den Namen jenes Schurken zu nennen, auf den ich im stillen schon längst den Verdacht geworfen hatte; indes ist mir hierin erfreulicherweise schon jemand anderer zuvorgekommen! —“

„Wirklich?“ — Gottfried sprang auf.

„Nur ruhig, junges Blut! Hören Sie! — Es kam heute jemand in die Residenz, bat um Audienz bei Seiner Majestät, erhielt sie und setzte nun dem erstaunten Monarchen das Gewebe von Lug und Trug auseinander, in welches sich Seine

Majestät durch jenen Verleumder hatte verstricken lassen. Und dieser jemand war — —"

„Komtesse Hilda von Zechendorf!" schrie Gottfried auf und preßte die Hand auf das stürmisch pochende Herz.

Der Staatsrat sah ihn überrascht an.

„Es ist so," sagte er; „woher wissen Sie —?"

„Woher ich es weiß?" wiederholte Gottfried stöhnend, „sie selbst hat es mir gesagt!"

Er brach in ein gellendes Lachen aus.

„Mein Gott, was ist Ihnen, verehrter Herr Rat," rief der Graf, als Gottfried händeringend im Zimmer umhereilte.

„Später — davon!" rief dieser. „Vollenden Sie zuerst!"

„Gut; hören Sie alles!" war die Antwort. „Se. Majestät, die ohnehin schon im stillen an Ihrer Schuld zu zweifeln begonnen, überzeugten sich durch die klare Darstellung jenes hochgeborenen Mädchens sofort und leiteten augenblicklich die geeigneten Schritte ein, das Geschehene ungeschehen zu machen. Ich wurde allergnädigst berufen, Ihnen, verehrter Herr Geheimrat, das allerhöchste Bedauern über das unglückselige Mißverständnis auszudrücken, Ihnen Ihre sofortige Wiedereinsetzung in Ihre früheren Würden anzuzeigen, indem Se. Majestät gleichzeitig die Gnade hatten, Ihnen das Prädikat „Excellenz"

allergnädigst zu verleihen. — Das ist mein Auftrag; hier ist die königliche Entschließung! —"

Der Staatsrat hielt Gottfried das Schreiben hin, aber dieser — nahm es nicht an sich.

„Nun?" — fragte der Graf erstaunt.

Aber Gottfried achtete nicht auf ihn. Wie geistesabwesend stand er regungslos da und murmelte düster vor sich hin:

„Ich habe sie von mir gestoßen — habe ihre reinste, aufopferndste Liebe verkannt — habe sie mit Undank belohnt — — das Maß ist voll! Das kann ich in meinem ganzen Leben nicht wieder gut machen! — —"

Graf Prechtenrod war aufgestanden und hatte seine Hand leicht auf Gottfrieds Schulter gelegt.

„Sie haben etwas auf dem Herzen, bester Freund," sagte er mild; „eröffnen Sie sich mir! Wenn ich Ihnen helfen kann —"

Gottfried sah ihn fest an und entgegnete:

„Ja, Sie sind gut, Sie sind edel, Sie sind gerecht. Ich will mich vor Ihnen — anklagen, ich will Ihr Urteil standhaft hinnehmen. — Ich liebte Komtesse Hilda von Zechendorf, ich wurde wiedergeliebt, ich wurde gestürzt, sie sann auf meine Rettung, sie entlarvte den Schurken, sie warf sich dem Monarchen zu Füßen, sie erreichte seine Gnade; dann kam sie zu mir, sie verkündete mir ihre That, aber ich — glaubte ihr nicht. Ich wähnte, sie wolle mich bethören,

daß ich ihr folgen sollte, ich wähnte, sie erzähle mir ein Märchen, um mein Gewissen zu beschwichtigen, welches mir zurief: Du darfst sie nicht mehr lieben, du bist ihrer nicht mehr würdig! — Und ich sagte ihr dies; sie beschwor mich, ihr zu glauben — — ich that es nicht! Ich stieß sie von mir — — sie ging. — Nun richten Sie! —"

Der Staatsrat schüttelte ernst das Haupt.

„Sie haben schwer gefehlt, junger Mann; Sie haben in Ihrer hastigen, unbesonnenen Weise — eine Thorheit begangen, ein Verbrechen gegen ein aufrichtig liebendes Herz. Sie werden viel thun müssen, um Ihre Schuld zu sühnen, aber es ist noch möglich!"

„Nein," sagte Gottfried dumpf; „Sie urteilen zu mild, die Schuld ist nicht wieder zu sühnen. Ich habe das beste, edelste Herz grausam von mir gewiesen, habe es getötet — es wird nicht mehr erwachen, ich bin der Mörder meiner eigenen Liebe! Keine Macht der Erde kann mir helfen, keine Strafe ist groß genug für mich! Aber ich will mich nach Kräften züchtigen: ich habe die eine Hälfte meines Lebensglückes leichtsinnig — verscherzt, und darum — — — verzichte ich auf die andere! —"

Der Staatsrat nahm einen strengen Ton an, als er darauf erwiderte:

„Wenn ich Sie also recht verstehe, Herr Haugenstein, so wollen Sie damit ausdrücken, die Gnade Sr. Majestät nicht anzunehmen? —"

„Nein," antwortete Gottfried gelassen, „ich nehme sie nicht an! Man hat mir schweres Unrecht zugefügt, welches nicht so leicht wieder gut zu machen ist. Der leiseste, ungerechteste Verdacht hat genügt, meine Stellung zu erschüttern und mich und alle, die mir nahe stehen, ins Verderben zu stürzen; jetzt freilich, da man mich wieder braucht, da man mich schwer vermißt, ist man — so gnädig, mich wieder zu berufen! —"

„Gut," versetzte der Staatsrat, „wenn ich nicht Ihr aufrichtiger Freund wäre, würde ich sagen: Meine Ordre ist erledigt; ich empfehle mich. — Weil ich aber Ihr Freund bin, weil ich den Zusammenhang verstehe und weil ich Ihr leidenschaftliches Herz kenne, will ich noch ein Wort hinzufügen: Sie wollen also die Gnade Sr. Majestät zurückweisen, weil Sie seine Ungnade vorübergehend getroffen hat? Ich sage Ihnen, junger Mann: Irren ist menschlich; unversöhnlich sein aber — ist unmenschlich! —"

Das scharfe Wort des Grafen drang wie ein Schwert in Gottfrieds Brust — er schwankte in seinem Entschlusse. —

Da pochte es an die Thüre; ein Briefträger

erschien mit der Nachricht: „Ein Expreßbrief an Herrn Haugenstein.“

Gottfried nahm ihn in Empfang.

„Aus Zechendorf?“ flüsterte er erregt und riß das Couvert ab. — Er las — — seine Miene spiegelte den Ausdruck höchsten Zornes wieder.

„Ha, man wagt es also!“ murmelte er. „Ich will ihnen das Handwerk legen, den Schurken!“

Er wandte sich an den Grafen:

„Herr Staatsrat, ich — — nehme die Gnade Sr. Majestät an!“

„Oho, junger Sausewind,“ rief jener sichtlich erfreut; „ist schon wieder Feuer im Dach! Was bewegt Sie so plötzlich?“

„Vernehmen Sie, was man mir soeben schreibt!“ rief Gottfried:

„In aller Eile teile ich Dir mit, daß soeben Beschluß gefaßt wurde, **übermorgen** loszubrechen. Gefangennahme des Königs, Umsturz der Verfassung, Gewalt gegen Gewalt!

Das Schicksal des Landes liegt in Deiner Hand. Rette uns!

Dein Leo.“

Der Staatsrat hatte erbleichend die schreckliche Nachricht vernommen.

„Junger Freund!“ sagte er feierlich. „Sie

hat das Schicksal zu großen Dingen auserſehen — folgen Sie der unſichtbaren Macht!“

„Ich folge,“ rief Gottfried begeiſtert. „Alle Rückſichten treten jetzt zurück: es giebt für mich nur die eine Loſung:

Auf zum Kampf — gegen den Strom! — — — —“

Zehntes und letztes Kapitel.

In den Städten des Landes ſcharte ſich des anderen Tages eine ſchwellende Menſchenmenge, auch in den Marktflecken draußen und ſelbſt in den Dörfern ſtanden größere und kleinere Gruppen beiſammen. Mit großen Augen las man die an allen Straßenecken angeſchlagene — Proklamation Sr. Majeſtät des Königs mit dem Inhalte: „man ſei allerhöchſten Orts von dem für morgen geplanten Arbeiteraufſtand wohl unterrichtet und man habe deshalb die geeigneten Vorkehrungen getroffen. Se. Majeſtät warne alle Unzufriedenen, ihre Anſprüche auf ungeſetzmäßigem Wege zur Geltung bringen zu wollen und fordere alle gut- und treugeſinnten Staatsbürger auf, das Ihrige dazu beizutragen, den drohenden Bruderkrieg zu vereiteln.“

Scheuen Blicks zogen sich diejenigen in ihre Behausung zurück, an welche die drohenden Worte des Königs gerichtet waren. Sie hatten fest geglaubt, ihr Anschlag sei noch völlig unentdeckt geblieben und sollte auch nur dann, wenn die Staatsgewalt gleichsam schlafe, ins Werk gesetzt werden. Damit war es nun vorbei.

Kopfschüttelnd aber und mit ernsten Gesprächen harrten die ruhigen Elemente der kommenden Dinge.

Der Tag verging, ohne daß sich irgend ein aufregender Zwischenfall zugetragen hätte, und es graute nun der Morgen des verabredeten Tages.

Das Militär war in den Kasernen konsigniert, der Bahnverkehr eingestellt. Die Wachen, besonders diejenigen des königlichen Schlosses verstärkt und entsprechend ausgerüstet. Patrouillen durchzogen die Straßen, um jede, auch die geringste Ansammlung zu verhindern — aber sie kamen nicht in die Lage, ihren Auftrag zu erfüllen, denn die Hauptstadt war wie ausgestorben. Erst gegen Abend wurde es etwas lebendiger, jedoch gingen die Leute ruhig teils ihren Geschäften nach, teils machten sie einen Spaziergang. Von einem Aufstand war keine Rede. Auch aus den Provinzen kamen die beruhigendsten Depeschen.

Die geplante Empörung war damit gescheitert, und die Rädelsführer suchten so schnell

als möglich ihre Haut in Sicherheit zu bringen, indem sie über Hals und Kopf aus dem Lande flohen. Es gelang dies freilich nicht allen, und so auch nicht dem Agitator Grunwald, der noch rechtzeitig ergriffen und verhaftet wurde.

Unter den Flüchtigen jener Tage befand sich auch einer, der zwar nicht direkt mit der Katastrophe in Verbindung gebracht werden konnte, aber doch allen Grund hatte, den Staub von seinen Füßen zu schütteln: es war — Baron Prankenfels. — Als ihm Graf Zechendorf sein Schloß verwiesen hatte und er sich gleichzeitig verloren geben mußte, war er in aller Eile nach Warrenberg geeilt und hatte dort an einen Unterhändler sein weniges, noch ihm gehörige Erbteil flüssig gemacht — der Morgen sah ihn schon über der Grenze. Sein Reiseziel war — Monako; dort wollte er im Spiele das Glück suchen, das er in der Liebe nicht gefunden hatte. — Man verfolgte ihn nicht, weil Gottfried Haugenstein es ausdrücklich wünschte. —

Noch ein paar Tage waren seitdem verflossen, die Furcht vor den Unruhen schwand allmählich aus den Gemütern, und die alte Geschäftigkeit, das alte Ringen und Streben nach Geld und Gut, Ehre und Ruhm herrschte wieder im ganzen Land.

Bei Hof kam man zur Überzeugung, daß die Bewegung auf lange Zeit hinaus, vielleicht

sogar endgültig erstickt sei, wenn das begonnene Werk: der wahren Not des Volks durch weise Gesetze und Einrichtungen zu steuern, fortgesetzt und glücklich durchgeführt wurde.

Jetzt gedachte der Monarch auch derjenigen, die ihm in jener sturmbedrängten Zeit so wacker zur Seite gestanden hatten, vor allem jenes Mannes, durch dessen einziges Verdienst der ganze Anschlag entdeckt und hintan gehalten worden war: seines geheimen Sekretärs Haugenstein. In Anerkennung seiner Verdienste erhob ihn der König deshalb in den — erblichen Freiherrnstand.

Wie stand Gottfried jetzt in der Welt da! In glänzender Stellung, in der Gunst seines Monarchen, im Besitz einer beneidenswerten Zukunft — und doch lag ein eigener, melancholischer Zug auf seinem Gesichte, als ob er, das Schoßkind des Schicksals, nicht glücklich wäre! Und er war es auch nicht. Was half ihm aller äußere Glanz — in seinem Herzen regte sich eine geheimnisvolle Stimme, die ihm zurief: Jetzt bist du ihrer — würdig! — Ja, würdig und doch nicht würdig! Hatte er sie, der er sein ganzes Glück zu verdanken hatte, nicht grausam gelohnt, hatte er ihre Liebe nicht mit dem tötlichsten Gifte, mit schnödem Mißtrauen erwidert? —

Staatsrat Graf Prechtenrod wußte, wie es

mit ihm stand, wußte, wie gern er gesühnt hätte, aber wie sehr er in Verlegenheit war, den richtigen Weg einzuschlagen. Da hatte der Graf dem Gottfried seine Fürsprache bei Hilda angeboten, und jener hatte mit dankbarem Herzen den Vorschlag angenommen.

Eines Tages waren sie zusammen hinausgefahren nach Zechendorf und hatten sich unverzüglich ins Schloß begeben. Graf Zechendorf und Hilda waren gerade auf einem Spaziergange begriffen, und so bat der Diener, die Herren möchten sich im Empfangssalon eine kleine Weile gedulden, Erlaucht und Komtesse könnten jeden Augenblick zurückkommen.

Die Beiden folgten dem Ansinnen, und da saß nun Gottfried klopfenden Herzens in jenen Räumen, in denen er einst so glückliche Stunden verlebt hatte, in den Räumen, die sie bewohnte, sie, die um ihn gelitten, ihn gerettet hatte, und der er sich dafür so schroff entgegengestellt! —

„Ich fühle mich beinahe fremd hier," sagte er zum Staatsrat; „und dieses bange Gefühl will mir verkünden, daß sie mir nicht verzeihen wird; ich fürchte, die schönen Hoffnungen, die Sie mir gemacht haben, verehrter Freund, gehen nicht in Erfüllung."

Graf Prechtenrod lächelte überlegen.

„Sie trauen mir also nicht zu, bester

Freund, daß ich alter Graukopf das Herz einer jungen Dame zu rühren vermag?“

„Dieser Dame,“ korrigierte Gottfried.

„Warum nicht auch dieser Dame? Welche Gründe könnten die Komtesse bewegen, Ihnen nicht zu verzeihen? Ich bin überzeugt, sie kennt Ihre hastige Art, sie weiß, daß Sie übereilte Handlungen zu bereuen imstande sind, und deshalb wird sie, wenn anders ihr Charakter der einer echten Weiblichkeit ist, Ihnen Ihre Schuld vergeben. Das Weib ist nie so unbeugsam wie der Mann. Die weibliche Seele fühlt zarter und versteht feiner zu erfassen, wenn es sich um ihre Liebe handelt. Und glauben Sie, daß Komtesse Hilda Sie noch liebt?“

„Das ist es ja eben, was ich bezweifle!“

„Und ich kann es nicht wissen. Indes glaube ich mit Begründung annehmen zu können, daß ein Mädchen, welches sich so energisch um einen Mann annimmt, wie Hilda um Sie, sich durch ein offenkundiges Mißverständnis nicht verleiten läßt, von ihm zu lassen. Es wird das meine erste Aufgabe sein, zu erforschen, ob sie Ihnen noch anhängt.“

„Gebe Gott, daß es so ist!“

„Dann werde ich sie darauf vorbereiten, daß Sie in der Nähe sind und das übrige müssen Sie eben selbst besorgen.“

„Das werde ich,“ rief Gottfried bewegt.

„Ich werde mich ihr zu Füßen werfen, werde ihr sagen, wie hundertmal ich es bereue, an ihr gezweifelt zu haben, ich werde mich anklagen vor ihr, und sie wird wohl strenge, aber gerecht sein. Ich werde sie bitten, mir zu verzeihen, sie wird es; ich werde ihr gestehen, daß ich mich durch mein kleingläubiges Benehmen ihrer nicht wert gezeigt habe, und sie wird mir antworten: Nein, Gottfried, du hast deine Ehre wieder, nimm meine Liebe dazu! Du bist meiner — würdig!“ —

Der Staatsrat lächelte.

„Immer noch der Alte,“ drohte er; „von der Verzweiflung springen Sie zu den kühnsten Hoffnungen! Lassen Sie sich die Prüfung, die über Sie ergangen ist, als Schule dienen! In einer Stellung, wie Sie innehaben, darf man nicht extrem sein. Suchen Sie die goldene Mitte zu gewinnen: Im Unglück nicht zu ratlos, im Glücke nicht zu kühn — das sei Ihr künftiger Wahlspruch!“

„Sie haben recht!“ versetzte Gottfried fest; „das Schicksal legt dem Menschen auch trübe Tage auf, damit er lerne in frohen Stunden das rechte Maß zu halten — ich will kein ungelehriger Schüler sein!“

Vom Schloßhofe herauf ward die Stimme des Grafen Zechendorf vernehmlich. Gleich darauf meldete auch ein Diener die Ankunft der Erwarteten.

„Sagen Sie nur meinen Besuch an,“ befahl der Staatsrat, „von der Anwesenheit des Herrn von Haugenstein verraten Sie nichts!“ —

Der Diener verschwand. —

„Wo wollen Sie sich unterdessen aufhalten?“ wandte sich Prechtenrod an Gottfried.

„Hier zur Rechten im Lesezimmer,“ war die Antwort. „Wenn der geeignete Augenblick erschienen ist, bitte ich Sie, mich zu rufen.“

„Schön, ich werde nicht verfehlen!“

„Verehrter Freund,“ bat Gottfried nochmals; „nicht wahr, Sie wenden alle Ihre Kunst auf! Es handelt sich um das Glück meines Lebens!“ —

„Seien Sie außer Sorge!“ —

Gottfried verfügte sich ins Lesezimmer, wo er bangen Herzens des entscheidenden Rufes harrte. — —

Staatsrat Graf Prechtenrod schritt erwartungsvoll durch den Salon. — Es war doch eine eigenartige Rolle, die er da übernommen hatte. Es sollte ein kleines, diplomatisches Kunststück werden: er sollte die Verhältnisse der Gegenpartei sondieren und für seine eigene Stimmung machen. Zum ersten Male war es nicht in seinem Leben, daß er, um zu seinem Ziele zu gelangen, ein weibliches Herz auszuforschen suchte. — Ja, die Frauen sind schlangenklug, und es heißt schon vorsichtig umgehen, wenn sie nicht Arg-

wohn schöpfen sollen; denn damit ist auch schon der ganze Plan vereitelt. Allein der sonst so wachsame weibliche Scharfsinn hat eine um so sorglosere Schwester: die angeborene weibliche Herzensgüte; wer auf diese rechnet, irrt sich selten. Und dahin wollte denn auch Graf Prechtenrod seine Geschosse richten. — —

Hilda erschien auf der Schwelle.

Der erste Blick, den der Staatsrat auf sie warf, zeigte ihm, daß er eine schwere Aufgabe übernommen hatte; denn ihr ganzer Gesichtsausdruck trug die Spuren eines schweren Grames — es war ihr also doch recht nahe gegangen, daß sie Gottfried so grausam verkannt hatte! —

„Gnädigste Komtesse werden entschuldigen, wenn ich mir die Freiheit nehme. Es führt mich eine sehr erfreuliche Veranlassung hierher, bei welcher ich auch des gnädigen Herrn Grafen benötige."

Hilda lud den Staatsrat ein, Platz zu nehmen.

„Papa wird im Augenblick erscheinen," sagte sie.

„Ich warte mit Vergnügen. Mein Auftrag ist, auf Befehl Sr. Majestät dem jungen Leo Harting den Orden „pro virtute!" zu überreichen."

„Ah?"

„Gewiß; gnädigste Komtesse werden ja viel-

leicht gehört haben, daß dieser junge Mann dem Wohle des Staates einen wesentlichen Dienst erwiesen hat durch seine aufopferungsfreudige Erkundung der geheimen Umtriebe; deshalb haben Se. Majestät geruht, ihm allergnädigst auf Vorschlag Seiner Excellenz des Freiherrn von Haugenstein jene Auszeichnung zu teil werden zu lassen."

Graf Prechtenrod faßte sein Gegenüber scharf ins Auge; aber Hilda verriet keine Bewegung.

„Es freut mich für den jungen Mann," sagte sie ruhig.

Der Staatsrat hüstelte etwas verlegen; dann ging er zu erneutem Angriff über.

„Der eigentliche Erretter des Landes aus der großen Bedrängnis ist und bleibt aber doch Excellenz v. Haugenstein. Er hat ja den jungen Harting dazu veranlaßt, dem Geheimbund auf die Spur zu gehen. Dann seine Energie, die er entfaltete, als es galt, wirklich — gegen den Strom zu kämpfen! Se. Majestät ließen ihm vollständig freie Hand, und er hat das Richtige getroffen." —

Der Staatsrat machte eine kleine Pause, um Hilda verstohlen zu betrachten; aber in ihrem Antlitz zeigte sich immer noch keine Veränderung.

„Glauben Sie mir, verehrteste Komtesse," fuhr der Graf fort; „Se. Majestät sind Ihnen unendlich dankbar, daß durch Ihre Thätigkeit

der grundlos verdächtigte Mann wieder auf seinen Posten gekommen ist. Es wird Sie vielleicht interessieren, wenn ich Ihnen einiges erzähle, was nach Ihrer Entfernung in der Residenz sich begeben hat. — Se. Majestät ließen mich rufen und sagten zu mir: Mein lieber Staatsrat, wir haben soeben Kunde erhalten durch die Komtesse von Zechendorf, daß unser dereinst geschätzter Rat Haugenstein das Opfer einer schändlichen Verleumdung geworden. Wir sind geneigt, ihn wieder auf seinen Posten zu rufen. Sagen Sie ihm das, lieber Staatsrat, und bringen Sie ihm das Prädikat: Excellenz. — Sie können sich denken, gnädigstes Fräulein, wie gern ich diesem Auftrage nachkam. Ich suchte meinen verehrten Freund nach Ausfertigung der betreffenden Dokumente sofort auf und fand ihn — denken Sie sich — in Thränen aufgelöst. Er wich meinen Fragen über die Ursache seiner Trauer aus; er gestand mir nur, daß er ein Mädchen über alles liebe und jetzt mit ihr gebrochen habe, weil er sich ihrer nicht mehr würdig halte. Ja, er ist ein edler Mann!"

Der Staatsrat ließ wieder eine kleine Pause eintreten. Sein forschender Blick zeigte ihm Hildas Antlitz auch jetzt noch unverändert.

„Nun," nahm er wieder das Wort, „ich suchte ihn zu trösten und überbrachte ihm die Botschaft seiner Wiederberufung. Als ich ihm

als seine Erretterin Ihren Namen nannte, da erlebte ich das Sonderbare, daß er händeringend im Zimmer auf und ab eilte und in die Worte ausbrach: Mein Gott, was habe ich gethan — diese Schuld kann ich in meinem Leben nicht wieder sühnen! — Ich stand vor einem unlösbaren Rätsel. Finden Sie dieses Benehmen nicht auch höchst sonderbar?"

„Allerdings," erwiderte Hilda ironisch, „höchst sonderbar."

Dem Staatsrat riß beinahe die Geduld; aber er bezwang sich nochmals und sagte:

„Sie wissen, gnädigste Komtesse; er nahm seine Thätigkeit wieder auf und wurde gemäß seiner Verdienste von Sr. Majestät in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Aber obwohl er jetzt in Macht und Ehre dasteht und sich eine beneidenswerte Zukunft vor ihm aufthut, so ist er doch ganz melancholisch. Das ist höchst merkwürdig, nicht wahr?"

„Merkwürdig ist nur das eine, Herr Staatsrat," entgegnete Hilda mit Würde, „daß Sie der Meinung zu sein scheinen, ich hätte noch nicht erraten, von wem Sie abgesandt worden und welchen Zweck diese Ihre ruhmredige Erzählung habe. Reisen Sie nur zurück zu jenem Herrn und melden Sie ihm: wenn Excellenz von Haugenstein mir etwas zu sagen hat, so mögen Excellenz sich nur persönlich bemühen!" —

Ärgerlich über seine vollständige Niederlage biß sich der Staatsrat auf die Lippen und erhob sich.

„Gut, gnädigste Komtesse," erwiderte er schlagfertig, „Ihrem Wunsche soll willfahrt werden!"

Damit schritt er auf die Thüre des Lesezimmers zu und riß sie auf:

„Freiherr von Haugenstein, darf ich bitten —?"

Dieser trat in den Salon.

Eine derartige Wendung hatte Hilda allerdings nicht erwartet. Bei dem überraschenden Anblick des geliebten Mannes war sie von ihrem Sitze aufgeschnellt, sie zitterte und es schien, als suchte sie eine Stütze.

Gottfried sprang herzu, breitete seine Arme aus, schloß sie ein — — und sie ließ es geschehen. — —

Graf Prechtenrod nickte bedächtig mit dem Haupte.

„Ich sehe," sagte er für sich, „hier ist kein Vermittler nötig!" — Er zog sich sachte zurück, den Grafen Zechendorf aufzusuchen. — — —

Hilda richtete sich wieder auf und sah sich schnell im Salon um. Ein Lächeln der Befriedigung glitt über ihre Züge, als sie den Staatsrat nicht mehr bemerkte. Dann schaute sie Gottfried an, so wehmutsvoll, so tief, und sie fragte:

„Gottfried, warum schicktest du den Staatsrat, wenn du — mir etwas zu sagen hattest?"

„Weil ich — mich fürchtete, unerwartet vor deinen Augen zu erscheinen!"

„Du — fürchtest dich vor mir? Gottfried, ist das alles, was du mir zu sagen hast?"

„Nein, nein, Hilda; ich wollte dir ja so viel sagen, aber die Worte ersticken in meiner Kehle; ich will dir alles auf einmal sagen: Ich habe gefehlt gegen dich — ich bereue es . . .: Verdamme mich — oder — verzeihe mir!"

„Gottfried! Ich habe dir — nie gezürnt!"

„Engel dieser Welt!" jubelte er, ihre Hand erfassend; „das ist himmlische Musik in meinen Ohren, Heilung für mein krankes Gemüt! Ich fange wieder an zu atmen und zu leben, zu leben nur — für dich!" —

Er schloß sie fest an seine Brust, sie duldete es und lehnte ihr Köpfchen wieder so selig an seine Schulter, wie damals, er fühlte die süße Last so wonnig, wie damals, verspürte das sehnende Pochen ihres Herzens, wie damals, ihr heißer Odem strich über sein Antlitz, wie damals, es war alles wieder so, wie damals — damals, wo sie beide so glücklich waren! —

Er flüsterte ihr mit innigem Blicke zu:

„O, wenn du wüßtest,
Wie mir's im Herzen ist,
Die du mein alles,
Die du mein alles bist!"

Und sie erwiderte:

„Und ich, ich juble
Und sag's dir kosend hin,
Daß ich so glücklich,
So überglücklich bin!"

Er ergriff ihre beiden Hände, sah ihr voll in die Augen und sprach:

„Ich danke dir alles: Amt und Würde, Ehre und Ruhm! Aber obwohl ich alles wieder habe, wäre ich deiner doch nicht würdig, wenn nicht deine Gnade meine Schuld getilgt hätte. Aber jetzt, da du mir verziehen, jetzt darf ich es mit Stolz ausrufen: Hilda, ich bin deiner — würdig! — Es ist erfüllt, was ich dir damals beim Abschied zugerufen: die Gefahr ist vorüber, die Anerkennung ist mir zu teil geworden, die Gnade meines Monarchen steht mir zur Seite. Und jetzt vollende ich auch, was ich damals gelobt: Jetzt will ich hintreten vor die Welt, will ihr sagen, daß wir uns lieben. Ich will hintreten vor deinen Vater und will ihn fragen, ob er trennen will, was Gott zusammengeführt hat —."

„Das wird er nicht!" tönte in diesem Augenblicke die Stimme des Grafen Zechendorf, der soeben an der Seite des Staatsrats eingetreten war und die Schlußworte Gottfrieds vernommen hatte.

Das Paar wandte sich in freudigem Schreck und stürzte dem Grafen zu Füßen.

Dieser blickte es mit Rührung an und sprach die feierlichen Worte:

„Gern lege ich hiermit das Geschick meiner Tochter und damit das Geschick meines Stammes in die Hände eines neu erblühenden Geschlechts, in das der zukünftigen Freiherrn von Haugenstein-Zechendorf. Möge der ewige Gott, der vier Jahrhunderte lang von diesem Schlosse seine segnende Hand nicht genommen hat, seine Milde auf unsere Erben übertragen!"

Thränen erstickten seine Stimme, und auch die Augen der übrigen Anwesenden wurden feucht.

Draußen im Flur erklangen Schritte; ein Diener öffnete die Flügel der Thüre und es traten ein: Mutter Haugenstein an der Seite des alten Harting, Sophie und Leo.

„Willkommen, ihr alle!" begrüßte sie Graf Zechendorf. „Ich habe euch holen lassen, damit ihr, die ihr mir nun so nahe steht, Zeugen des Glückes werdet, welches diesem Hause widerfahren ist. Ich stelle euch hier vor ein glückliches Brautpaar: Hilda, meine Tochter, als Verlobte Seiner Excellenz des Freiherrn von Haugenstein."

„Mutter!" durchbrach Gottfried die Scene; „alles ist wieder gut geworden; siehe meine stolze Braut und gieb uns deinen Segen!"

Mutter Haugenstein vermochte sich kaum zu fassen: „Mein Sohn!" sprach sie ernst; „ich bewundere Gottes Allmacht; wir sind willenlose

Werkzeuge in seiner Hand. Wohlan, tritt ein in das Übermaß des Glückes, aber sei dankbar gegen den, der es dir beschieden!" —

Eine herzliche Beglückwünschung folgte, welcher schließlich Graf Prechtenrod mit der Bitte ums Wort ein Ende machte.

„Hochverehrte Anwesende!" begann er. „Ich habe mich jetzt eines Auftrages zu entledigen, den Se. Majestät, unser allergnädigster Monarch, mir zu erteilen geruht haben. Se. Majestät fanden sich in Gnaden bewogen zur Anerkennung für die wesentlichen Dienste, welche Herr Leo Harting dem Vaterlande durch seine mutvolle Erkundung staatsfeindlicher Bestrebungen erwiesen hat, ihm den Rittergrad des Ordens „pro virtute" zu verleihen, und ich vollziehe hiermit durch Überreichung der Insignien mit Freuden meine allerhöchste Ordre."

Er heftete dem überraschten, jungen Mann das Ordenskreuz an die Brust und schüttelte ihm wacker die Hand.

Der alte Harting umarmte stumm seinen Sohn, der dann dem Staatsrat gegenüber vergeblich die rechten Worte seines Dankes auszudrücken suchte.

„Lassen Sie das nur, junger Mann," sprach letzterer wohlwollend; „ich weiß alles, was Sie sagen wollen. Aber bleiben Sie Ihren Grundsätzen treu, stehen Sie jederzeit ein für Religion, Sitte, Thron und Freiheit — dann erfüllen

Sie voll und ganz Ihre Pflicht als Bürger, Christ und Mensch! —"

Das Wort ergriff nun Graf Zechendorf:

„Ich habe der allerhöchsten Auszeichnung unseres jungen Harting auch meinerseits eine kleinere hinzuzufügen," sprach er. „Indem ich nämlich hiermit seinen Vater, unseren bisherigen Obergrubenwart zum Zechenmeister ernenne, ordne ich gleichzeitig an, daß Herr Leo Harting an die Stelle seines Vaters als Obergrubenwart vorrücke.

Und nun, meine Lieben, laßt mich noch den Gedanken Ausdruck geben, die mich im Augenblicke beseelen.

Ich sehe vor mir zwei Brautpaare, beide glücklich, beide mit frohem Blick in die Zukunft, aber verschieden in ihrer socialen Stellung. Hier, mein lieber Schwiegersohn, Excellenz von Haugenstein, repräsentiert mir die Staatsgewalt, und hier mein Obergrubenwart Harting, das Volk. — So, wie diese beiden Männer sich verstanden haben und in felsenfestem Zusammenhalten ihr jetziges, beneidenswertes Los errungen haben, so möge in kommenden Tagen auch Staatsgewalt und Volk sich verstehen und zusammenhalten, da es sich um das beiderseitige Interesse handelt!

Möge das Volk einsehen lernen, daß die Männer, die an seiner Spitze stehen, es als die Aufgabe ihres Lebens betrachten, das Wohl des

Volkes zu fördern; möge es einsehen lernen, daß an seiner Not nicht Gesetz und Staatsgewalt die Schuld trage, sondern sein eigenes Verhalten; möge es die Unzufriedenheit, den Urquell alles Übels, aus dem Herzen reißen; möge es den Irrwahn verbannen, daß es auf dem Wege des Umsturzes, der Gewalt zu dem ersehnten Glücke gelange, welches ohnehin nur ein Phantom ist, das nichts weiter in sich enthält, als den Ruin aller humanen Bestrebungen und nach kurzer Dauer neuerdings die Rückkehr zu der tausendjährig ererbten Weltordnung!

Die Gegensätze von arm und reich, hoch und niedrig werden nie verschwinden, so lange die Welt besteht; aber das Glück, das freudige Selbstbewußtsein eines zweckvollen Daseins, ist nicht gebunden an Geld und Gut! Dieses Glück zieht in die Hütte so gern wie in den Palast, wenn es der Mensch versteht, es an sich zu fesseln. Und diese Kunst ist nicht schwer. Der Mensch sei zufrieden mit seinem Lose, das ihm die unergründliche Weisheit und Gerechtigkeit des Schöpfers alles Lebendigen und Toten bestimmt hat; mit der Zufriedenheit Hand in Hand geht das wahre und beständige Glück!

Dann, wenn dieser Geist eingezogen ist unter das Volk, wird es nicht murrend, sondern dankbar aufblicken zu denen, die es leiten und

regieren, die seine Interessen schützen und pflegen, nach innen und außen!

Willigen Herzens wird es gehorchen den weisen Anordnungen der gerechten und beharrlichen Staatsgewalt; diese wird freudig dem Volke die Hand reichen, und friedlich beendet ist der Kampf —

„gegen den Strom“. —

Buchdruckerei der Verlags=Anstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.